

Das Werk

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XII. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober 1932

Heft 10

Volk und Führer.

Von Erwin Guido Kolbenheyer.

Das deutsche Volk hat allezeit mehr als andere Völker nach Führung verlangt. Es strebt die Verantwortung für sich selber auf ein Gewissen zu legen, dem es Kraft und Mächtigkeit zuschreiben kann, seine, des ganzen Volkes, Entwicklung zu schirmen. Unter der Hut des Führergewissens will das Volk den starken inneren Entwicklungstrieben nachleben.

Aber die Not des deutschen Volkes läßt sein Verlangen über den stetigen Entwicklungsgang hinaus-schwirren. Kein Wunder, daß es darüber taumelnd wird und den Blick für die Natur der Dinge verliert, der in Notzeiten doppelt fest und sicher sein sollte. Wer immer nur eine Form hat oder eine Gestalt findet, die über das Individuelle in das Allgemeine zu greifen scheint, dem flackert der Blick des Volkes zu: Vielleicht ist da der Führer aus unserer Not! Niemand besinnt sich darüber, was eigentlich Führer und Führerschaft im volksbiologischen Sinne bedeutet.

Immer wieder ist dem deutschen Volke auf Schritt und Tritt eingeblasen worden: Alle historischen Ereignisse sind Ausstrahlungen der großen historischen Persönlichkeiten, alles Recht und Zurechtfinden fließt aus den Denkerköpfen, unsere Sprache ist ein Werk der Sprachschöpfer, die Religionen sind das Werk der großen Religionsgründer. Was wir an Lebenswerten besitzen, ist uns gegeben.

Vergebens haben die großen Sprecher und Gestalter des deutschen Wesens ihr Volk immer wieder auf sich selbst zu führen gesucht, Selbstbesinnung und keinen blinden Verlaß zu bewirken gestrebt. Sie wurden zu Führern gemacht, zuweilen als Führer hoch geehrt, und damit hatte sich das deutsche Volksgewissen der einzigen Pflicht entledigt, die von den Sprechern und Gestaltern des deutschen Wesens eigentlich und aus dem letzten Sinne ihres schöpferischen Daseins heraus verlangt worden war: Nicht ihnen blind zu folgen, nicht sie ablohnend zu verehren, sondern selbst zu werden, sich selber zu erkennen an den Zeichen und Winken, als deren Vermittler sich die schöpferischen Geistes- und Tatmenschen erlebten. Aber das deutsche Volk machte seine schöpferischen Menschen lieber zu Göttern, die nicht nur einen Entwicklungszustand über die Schwelle gehoben, sondern die aus sich heraus — gleichsam aus dem Nichts — einen Entwicklungszustand geschaffen haben sollten. Und dabei beruhigte sich das deutsche Volk oder es wandte sich in namenlosem Undank von den schöpferischen Menschen ab, wenn es sein eigenes Wesen, dem jene die Form gaben, nicht begriff oder es nicht in dieser Form gelten lassen wollte.

Was sucht das deutsche Volk, wenn es nach Führern sucht? Nicht seinen Führer, sondern den absoluten Führer, den Führer schlechthin, der immer und überall zu führen weiß, den Gott aus der Maschine, der ein Lebenstheater entscheidet, in dem das deutsche Volk sich selber spielen sieht. Dieses jugendliche Sich-selbst-aus-der-Verantwortung-Setzen kennzeichnet unseren Zustand in allen öffentlichen Führerfragen. Man überschätzt die schöpferische Persönlichkeit aus Trägheit des Gewissens. Und wer sollte nie die Gewissensträgheit beobachtet haben, die gerade jugendlichen Lebensaltern eigen ist, die alle ihre Energien den biologischen Reifungszuständen zuschießen müssen!

Den absoluten Führer, den Führer schlechthin gibt es nicht. Er kann niemals gefunden werden, es ist eine Torheit, ihn zu suchen. Der Grund dieser Torheit liegt in dem Glauben, daß der Führer dort gefunden werden müsse, wo das Bedürfnis nach Führung besteht. Es ist eine zweifelhafte Wahrheit, daß dort,

wo ein Wille sei, auch ein Weg sei. Entweder wird uns der Weg, auf dem wir gehen, mittwegs als Wille bewußt, dann brauchen wir den Weg nicht mehr zu suchen. Wo wir aber den Weg eines Willenstriebes erst suchen, da können wir gewiß sein, daß dieser Wille noch wesentliche Widerstände zu überwinden hat, und dann kann sich noch herausstellen, daß der Wille den natürlichen Gegebenheiten nicht entsprochen hat.

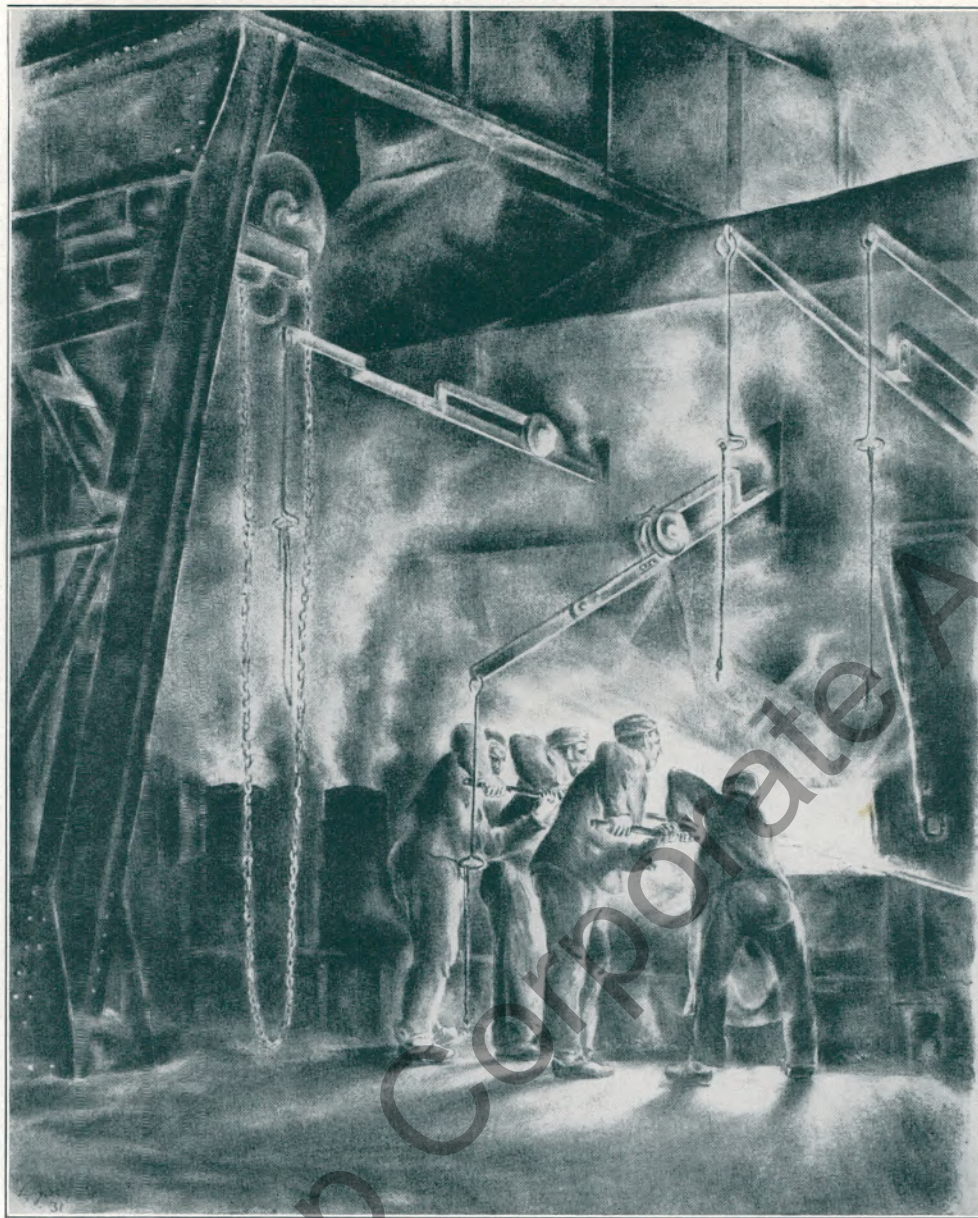
Führerschaft ist Gestaltertum. Wo aber etwas gestaltet werden soll, dort muß etwas da sein, das nicht nur gestaltungsbedürftig ist, sondern vor allem gestaltungsreif. Ein Bedürfnis nach Um- und Ausgestaltung läßt sich durch äußeren Zwang erzeugen, Gestaltungsreife aber setzt bestimmte innere Wachstumsverhältnisse voraus, innere Anpassungsmöglichkeit. Gestaltungsreife läßt sich nicht mitteilen, nicht willkürlich zusetzen, sie läßt sich nur fördern, wenn die Zeit des inneren Wachstums an ihre Reifeschwelle gelangt ist. Gestalt kann nicht gegeben, sie kann nur entwickelt werden. Der Führer, der Gestalter wird einem Volke nicht verliehen, sondern das Volk ergibt den Führer. Auch die Gesundheit wird dem Kranken nicht verliehen. Der Organismus heilt sich selber, er überwindet die Krankheit; es kann ihm mit den besten Mitteln nicht geholfen werden, wenn er nicht selbst die Kraft hat, sich zu helfen.

Führung, Volksgestalten ist nichts anderes als ein sinnfälliges Ordnen dessen, was innerhalb des Volkes aus Drangzuständen der Entwicklung in die Entwicklungsanpassung übergeht. Der Führer, der Gestalter hat dabei nur die Aufgabe, dem Entwicklungsvorgang zum Wort, zur Tat zu helfen. Er verkörpert gleichsam in sich und für die andern das logische und praktische Zeichen des überpersönlichen Entwicklungsvorganges. Er macht mündig und macht tätig. Es ist ein Irrtum der rationalen Denkart, daß es Entwicklungszustände eines Volkes ohne Führer und Gestalter, oder daß es Führer und Gestalter ohne entsprechende Entwicklungszustände geben könne. Wenn ein Volk, wenn eine Zeit reif ist, dann ist der Führer da. Es ist unsinnig, zu klagen, daß eine Zeit nicht ihren Führer fände oder ein Führer nicht seine Zeit. Wohl gibt es Gestalter, die ihrer Zeit vorausgehen und nachfolgen; die sind aber nicht Führer ihrer, sondern einer nachfolgenden Generation oder sie wären Führer einer vorausgegangenen gewesen. Und es gibt auch Zeiten, die einem Zustande zustreben, in dem sie Ausweg und Führung aus ihrer Not finden müssen und werden; aber solange dieser Zustand innerlich noch nicht fällig geworden ist, wird das Streben nach Führung und nach befriedigender Gestalt nur Verlangen bleiben müssen, und der einstige Führer, mag er gleichwohl schon leben, wird so lange nicht erkannt werden, ja er wird sich selber seines Führertums nicht bewußt sein. Nicht nur das Volk muß seines Führers erst fähig werden, sondern auch der Führer seines Führertums am Volke. Alles andere ist ein Suchen, Tasten, ein Taumeln von Hoffnung in Enttäuschung, bestenfalls ein Zufallstreffer, der sich nicht bewähren kann.

So wird es begreiflich, daß ein Volk, in die Vorstürme einer Anpassung versetzt und unter ihnen in Not geraten, sein Herz und seine Hoffnung an Persönlichkeiten hängt, die unter andern Entwicklungsverhältnissen wirklich geführt haben, die Ausdruck für den Volkswillen gewesen sind. Darin liegt auch die Tragik der historischen Persönlichkeiten offen, die ihre Entwicklungsphase des eigenen Volkes, das heißt jenen Entwicklungszustand ihres Volkes, in dem sie ihm Führer sein konnten, überdauern. Die gewaltigen individuellen Energien, die sie in sich verkörpern konnten, dauern in ihrer Persönlichkeit, in ihrem Selbstbewußtsein weiter und drängen nach Ausgestaltung. Allein es fehlt jener biologische Volksboden, aus dem ihre Persönlichkeit zum Führer, zum Mund- und Tatwalt werden konnte. Das Volk täuscht sich in ihnen, weil es seinen Entwicklungszustand innerhalb der stürmischen Anpassungsvorgänge verkennt, und sie, jene Persönlichkeiten, täuschen sich im Volke, weil sie ihre einzigartige und darum engbegrenzte Gestaltermöglichkeit nicht erkennen. So kommt es, daß gerade die historischen Gestalter und Führer, denen die Zeit entglitten ist, in bittere Resignation versinken oder ihre Persönlichkeiten selbstgefährdend am falschen Orte einsetzen. So kommt es auch, daß ein Volk in seiner Drangsal diese Persönlichkeiten mißbraucht, sie an falschem Orte und zu unrechter Zeit seiner Sehnsucht nach Befreiung opfert.

Es gibt kein gewolltes, kein gesuchtes, kein gewähltes Führertum, nur ein gewachsenes. Jeder Entwicklungszustand eines Volkes schafft sein eigenes Führertum. Wenn sich in einer Zeit des inneren und äußeren Dranges, der inneren und äußeren Not kein Gestalter, der zugleich auch Befreier wäre, offenbart, so gilt es nicht verzweifelt nach ihm zu suchen, sondern sich dessen bewußt zu werden, daß es zunächst geboten ist, eine bittere Entwicklungszeit zu bestehen, um dahin zu gelangen, wo ein Befreier wieder werden kann und eher nicht wird. Nicht einen Lebenstag zu spät wird der Führer kommen, aber auch keinen zu früh. Auch er muß in die Zeit reifen, wie die Zeit in ihn.

Am
Walzwerk-
rollofen.



Lithographie
von
L. G. Schmidbauer.

Der Jüngling im Feuerofen.

Zehn Ausschnitte aus einem Roman von Heinz Steguweit*.

Wenn wir nachstehend einige Auszüge aus dem ersten größeren Werk unseres Mitarbeiters Heinz Steguweit bringen, so leitet uns hierbei neben der Absicht, unsere Leser auf diesen bedeutsamen Roman aufmerksam zu machen, ein zweiter Grund: der Wunsch zur Verbreiterung der Erkenntnis, daß alles Geschehen nicht blindes Schicksal ist, dem Volk oder Einzelwesen sich wider= spruchlos und in Ergebenheit zu beugen hat, sondern daß jeder nur dann verloren ist, wenn er sich selbst verlorengibt. Oder, um in zwei Sätzen aus einer Rede Johannes von Müllers über den Ruhm Friedrichs des Großen daselbe in anderer Form zu sagen: „Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Güterverlust läßt sich ersetzen, über anderen Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgibt.“

Die Wahl der Ausschnitte stand unter dieser Leitlinie. Die stichworthafte Andeutung der Zusammenhänge mit den Geschehnissen des Romane hält die einzelnen Ausschnitte nur dort zusammen, wo es zum Verständnis erforderlich erscheint.

I. Der Weg zurück.

Welches Datum auf dem Kalender stand? Wie sollte ich das wissen! Dienerschwärme hatte ich im Kopf, aber keine gesammelten Gedanken. Wie mir zumute war? Wie im letzten Akt eines Trauerspiels: Bald ist es aus, bald fällt der Vorhang, bald müssen wir heim. Was soll jetzt noch

folgen, wo die besten Helden tot sind? Nun trete ich selber von der klirrenden Bühne ab, auf der ich mit Gewehr und Harnisch, mit Eid und Gasmaske stehen mußte! — —

Damals tippelte ich von Camines nach Wevelghem und von Wevelghem nach Kortrijk. Was tippeln war? Nicht gehen und nicht laufen, nicht wandern und nicht marschieren. Dieses Tippeln war etwas Trostloses. Wer tippelte, hatte überall Hunger. Im Schädel, im Herzen, im Magen. Wer tippelte, der hatte Blasen an den Füßen und einen Wolf.

* „Der Jüngling im Feuerofen“, Roman von Heinz Steguweit. Verlag Albert Langen, München 1932. 340 S. in Ganzleinen, 4,80 RM.

Wer tippelte, der kam nicht besser vorwärts als ein rostiger Nagel durchs Brett. Wer tippelte, der war müde, dem war alles gleichgültig; der mochte nicht trinken und nicht seufzen, der mochte nicht weinen und nicht beten. Wer tippelte, der mochte nur tippeln.

Ich tippelte von Camines nach Wevelghem und von Wevelghem nach Kortrijk. Das Datum habe ich vergessen; es gab ja keine Sonntage und keine Werktage mehr, es gab nur Dreck und Blut und Kreuze und Gestank. Es gab nur jammernde, berstende, donnernde Geräusche.

In Wevelghem packte man schon ein: Proßen, Menschen, Pferde, Kanonen. Alles auf einen Haufen. Gewiß, der Vorhang würde bald fallen.

Tiefe Mitternacht war es, als ich ankam in Kortrijk. Ich kannte diese Heimat der flandrischen Spizenlöppler von früher her, heute aber fand ich mich nicht zurecht. Viele Kirchtürme standen nicht mehr, viele Denkmäler und Brunnenfiguren fehlten auf den Sockeln. In Kortrijk sollte mein Regiment in Ruhe liegen, hatten mir die Feldgendarmen auf den Verbandplätzen gesagt. Und ich suchte zwischen den schnarchenden Backsteinhäusern, ich fragte mich durch, keiner wußte etwas. Bis ich am Handelsgericht, wo es stockfinster war, einen Soldaten traf, den ich um seinen warmen Mantel beneidete. „Kamerad, fünfte Grenadiere, wo finde ich die?“

Der Soldat zeigte über das fleckernde Wasser der Lys, ich müsse wieder zurück, ich sei ja viel zu weit gelaufen. Und als ich „Danke, Kamerad“ sagte, sah ich erst das goldene Eichenlaub am Kragen des Generals. Ich wollte schleunigst meine Männchen machen, da winkte der Hohe ab, und mir war wieder leichter ums Herz. Dann wurde schon ein Schreien aus meinem Tippeln, ich spürte den Wolf nicht mehr, nur die Füße brannten noch, und mein Kopf schien eiserne Klammern zu tragen.

Bald war ich aus der Stadt, der Wegweiser zeigte nach Lauwe, da tauchte noch ein letzter Giebel aus dem Oktobernebel, ein Giebel mit einer Lampe hinter den ängstlich abgedichteten Fenstern. 5. Grenadiere, 1. Kompagnie, stand auf einem Brett. Ich trat in den Glur, wo es nach Tabak und Petroleum roch. Der Spieß saß eingeschlafen hinter seinem Tisch, man hätte ihm die Kasse klauen können. Neben dem Picknack voll Graupenschleim stand das Tintenfaß, neben dem Tintenfaß ein Kochgeschirr mit Dörrgemüse: Kälberzähne und Drahtverhau also, die Galamahlzeit der Blockierten! Fehlten nur noch der Klippfisch, das Heldenfett und die Steckrüben. Ich schüttelte mich und hörte dann meine eigene Stimme wieder, die mir fremd klang: „Aus Stellung zurück, Herr Feldwebel!“

Der Spieß zuckte zusammen, rieb sich die Augen, gähnte: „Name?“

Ich verbiß die Antwort. Warum tat der Schöps so wichtig?

Also fragte er noch einmal, jetzt aber barsch und sehr dienstlich: „Name?“

Was war in den gefahren? Ich stellte die Knarre in die Ecke, schüttelte den Sturmsack vom Kreuz, löste das Koppel, riß den Stahlhelm vom Kopf.

„Mensch, Himmerod, du? Wie siehste aus? Gelb, grün, steinalt. Wo sind die andern?“

„Bin ich denn der erste, Herr Feldwebel?“

„Klar, Mensch!“

„Dann kommt auch keiner mehr, Herr Feldwebel!“

„Und der Bataillöner?“

„Der Graf? Beim lieben Gott, Herr Feldwebel!“

„Du bist der einzige?“

Ich schämte mich.

„Willste was essen?“

„Hab vor Hunger keinen Hunger mehr!“

„nen Schluck Rum?“

„Auch nicht!“

„Zigarre?“

„Her damit!“

Ich hockte qualmend auf einem Schemel. Den Rauch fraß ich gierig in die Lunge, während der Spieß mit kratzender Feder einen Zettel beschrieb. Er sprach kein Wort dabei, ich sah nur, wie sein Schnurrbart tropfte, das kam von den Augen her. Armes Luder, dachte ich, wie hast du uns früher geschliffen, jetzt läufst du aus wie Butter!

Der Spieß schrieb an dem Zettel eine volle Stunde. Dieses tote Schweigen in der Bude war eine Qual. An der Wand tickte und pendelte unentwegt eine flämische Holzuhr, in der Ferne ein Rollen und Knurren und Blitzen. Sonst nichts.

„Da“, sagte der Spieß. Er stand dabei auf, ganz lahm und schlapp. „Da, Himmerod, Urlaubschein, vier Wochen, aber inzwischen geht die Geschichte zu Ende. Nimm auch das Geld hier mit!“

Er bot mir die Hand. Zum erstenmal. Ich schlug ein, und als ich seine Augen suchte, versteckte er sie.

„Mir ist was drin geflogen, Himmerod!“

Ich ging, draußen dämmerte schon der Morgen.

II. Der Uderlaß.

Was dann kam? Ich weiß es heute nicht mehr. Tausend Jahre sind wie ein Tag, sagte der Mönch von Heisterbach. Vierzehn Stunden waren wie eine Minute gewesen, als ich aufwachte und vor der Finsternis erschrecken mußte: Kein Licht brannte im Abteil, zuweilen schwammen nur die roten oder grünen Lichter eines Signals am Fenster vorüber, unter der Holzbank piepste eine Maus. Wo ich war? In Brüssel? In Lüttich? In Aachen?

Der Zug hielt, ich zog die Scheibe herunter, reckte mich hinaus: Brühl! — — —

Lag hier nicht der lange Quambusch? Ohne Kopf, wie der Feldwebel gesagt hatte? Raus, nichts wie raus! Stiefel, Kammersack, Feldflasche, Mütze, Dunstkiepe, alles flog pol-

Es ließ ein jeder Frontsoldat . . .

*Es ließ ein jeder Frontsoldat
Ein Stückchen Herz im Stacheldraht.*

1.

*Ich lehne an der Schulterwehr
Und weiß das kleine Lied nicht mehr.*

*Ein kleines Lied wie Glockenspiel,
Ich sang es doch als Junge viel.*

*Wie kam es mir nur aus dem Sinn,
Ging kaum ein Jahr darüber hin?*

*Ich lehne an der Schulterwehr
Und weiß mein kleines Lied nicht mehr.*

2.

*Als ich zwischen Drahtverhauen
Einen Toten suchen ging,
Küßte meine stummen Lippen
Flüchtig, weich ein Schmetterling —*

*Bunter Bote fernen Lebens!
Wie ich's nur vergessen hab,
Daß es eine Welt der Küsse
Und der Schmetterlinge gab!*

Martin v. Katte-Zolchow.



Radierung von Theo Blum.

Der Rhein bei Koblenz.

ternd auf den Bahnsteig, — warum wartete der Zug nicht? Ich stand mit den Socken auf dem Trittbrett, klammerte mich an, die Räder rollten und rumpelten schon wacker im Viertakt weiter. Da sprang ich ab, schlug mir das rechte Knie auf, blieb aber sonst heil. Meine Augen waren voll Ruß und Sand, mein Bart voll Kalk, meine Füße voll Blut. Zwei Sanitäter halfen mir, eine alte Nonne reichte mir Wasser, ein Pfadfinder sammelte die Brocken auf und brachte mir alles wieder.

Ich fragte: „Das ist doch Brühl bei Köln?“

In Gottes Namen, ich befand mich in Brühl, wo der Kompagnieführer im Lazarett lag. Vielleicht war er schon tot? Ich mußte zu ihm. Wo sollte ich sonst meinen Urlaub verbringen. Geschwister besaß ich keine, die Mutter war bei meiner Geburt schon gestorben, der Vater bekam vor zwei Jahren einen Gehirnschlag, und als die Urlaubssperre vorbei war, konnte ich nur noch einen Kranz auf sein Grab legen.

Seltsam: Ich schnupperte mit der Nase in der Luft und schmeckte die Heimat. Ich stand auf einem Boden, der mir gütiger schien als der von Flandern. Ich horchte in den Wind, als klänge ein Geheimnis aus ihm.

„Wo ist hier das Lazarett?“

Der Mann an der Sperre hielt meinen Urlaubsschein und meinen Fahrausweis dreimal gegen das Licht, dann schielte er über seine Brille weg und sagte:

„Da gehste rechts erunter, nich? Am Schloß vorbei, nich? Dann links halten, is'n rotes Kreuz auf dem Dach von wegen die Flieger, nich?“

Ich hätte den alten Tölpel umarmen mögen mit all seinen Nicks. Ja, ich war daheim!

Das Tor des Lazaretts stand offen, dennoch zog ich am Porzellankreuz. Aber die Klingel bellte nur heiser, man hatte sie mit Lappen umwickelt.

Der Polizeiunteroffizier musterte mich: „Wohin?“

„Ich möchte zum Herrn Leutnant Quambusch!“

„Von der Kopfschußstation?“

„Ja, der!“

„Ausgeschlossen!“

„Ist er schon . . . tot?“

„Bald. Der hat zuviel Blut verloren!“

Ich zeigte dem Spinner mein Goldbuch mit seinen sieben Schlachten. Da wurde er freundlicher: „Bist du entlaßt?“

„Keine Spur, Herr Unteroffizier, es geht alles drunter und drüber draußen. Ich bin der letzte Mann aus der Kompagnie, die andern sind tot, krank, gefangen, übergelaufen, desertiert, verwundet, was weiß ich!“

„Tja“, seufzte der Spinner, „tja, bald ist Schluß, was dann kommt, weiß der Teufel!“

Im Flur wurden Stimmen laut. Der Oberarzt sprach mit zwei Operationschwestern. Alle trugen weiße Leinenkittel, die Gesichter sahen aus wie Pergamentblätter, so gelb und zerknittert, so ausgelaugt von der Karbollsäure und vom Umgang mit den Verstümmelten. Der Oberstabsarzt kam in unsere Stube, er roch nach Eiter und winkte, ich dürfe schon sitzen bleiben. Dann befahl er: „Unteroffizier, eine Blutübertragung, spätestens sieben Uhr!“ Und verschwand wieder mit den weißen Schwestern. Der Spinner las sich einen Zettel durch, den ihm der Arzt gegeben hatte. Plötzlich packte er mich an der Schulter, daß mir der Reis vom Löffel stürzte: „Du, dein Leutnant kriegt Blut, da kann er noch durchkommen!“

„Der Quambusch?“

„Ja, gehst du mit?“

„Wohin?“

„Ins Gefängnis.“

„Zu Vater Philipp? Was soll ich im Gefängnis?“

Der Spinner erklärte mir alles: „Da brummen genug Muskofen, die ihr Blut gern hergeben. Die kommen dann frei!“

Ich fragte: „Deserteure und Diebe?“

„Alles mögliche!“

Da setzte ich die Rotweinflasche an den Mund und soff sie leer. Der Spinner freute sich; ob er aber ahnte, warum ich so übermütig wurde? Rächen wollte ich mich jetzt, rächen für zwei Stunden langamen Schritt!

„Herr Unteroffizier, ich melde mich freiwillig! Der lange Quambusch soll noch Danke zu mir sagen!“

Der Spinner rannte zum Oberstabsarzt, nach fünf Minuten stand er vor mir: „Sie wollen freiwillig?“

III. Jeder fange bei sich selber an!

Ich ging zum Bahnhof, um die letzten Telegramme zu sehen: Völlige Entwaffnung, Räumung über die natürliche Rheingrenze hinaus, Auslieferung der Heerführer, Clemenceau fordert 300 Milliarden Kriegskontribution . . .!

Hätte dort 600 Milliarden gestanden, es wäre mir ebenso gleichgültig gewesen. Tollwütige soll man zunächst tollern lassen, und was die Republik anging, so würde auch sie mit Wasser kochen müssen.

Ja, es war in der Welt etwas geschehen, was Änderung und Reinigung verlangte. Über die Massengräber aller Nationen war eine Schuld gekommen, die Tilgung forderte. Segen über den, der das Tier, das er jahrelang in sich spüren mußte, jetzt an die Kette legen wollte. Es waren in unsern Feinden aber neue und furchtbare Tiere wach geworden, die diese Ketten mühelos zerbißen: Wir hatten einen Sieg verschenkt, doch empfingen wir das Laster der Knechtschaft, nicht die Demut des Friedens. Oder hatten wir den Frieden veramscht? Dann empfingen wir das, was wir verdienten!

Die Nachrichten der Zeitungen und Depeschent Bretter würgten manchem Aufwiegler die Kehle zu, den vielleicht eine Sehnsucht ins Lager der Jubelnden dieses Novembers verschlagen hatte.

Zu spät.

Ich sah Soldaten, die nach den Waffen fühlten, die sie fortgeworfen hatten. Ich sah hungrige Proletarier, die ihre roten Nissen heimlich in die Tasche steckten und irre wurden an der Welt. Ich dachte: Verbirg deinen Haß, sprich dich aus mit denen, die dir sündhaft scheinen. Irgendwie sind diese Gemüter kindlich gewesen, und Kinder tun das Schlechte aus Mangel an Weisheit. — Wie bändelte ich an?

Ich schlich scheinbar gleichgültig zu den Betroffenen, las mit ihnen die Depeschen. Und wühlte mich tiefer ins Gedränge, buchstabierte die Hiobspost mit halblauter Stimme vor, sagte zum Trost etwas Einfältiges, denn die langen Gesichter dauerten mich: Gott läßt sinken, aber nicht ertrinken!

Die Antwort war ein verzweifelter Schweigen. Einer nur blieb bei mir stehen, ein hagerer, bärtiger Artillerist, dessen Augen scheu und erschrocken in ihren Gruben lauerten:

„Kamerad, du glaubst noch immer an den lieben Gott? Wo der alt und gebrechlich geworden ist?“

Ich blieb für eine Weile stumm, mit dieser Anklage hatte ich nicht gerechnet. Aber der bärtige Mann, seines Standes offenbar ein Fabrikarbeiter, guckte mich immer noch hilfesuchend an. Da sagte ich: „Kamerad, hast du auch schlapp gemacht wie die andern?“

Er nickte, und in diesem Nicken quälte sich ein bußfertiger Schmerz. Ich fragte: „Sollen wir Bier trinken gehen? Ich gebe einen aus!“

Der Bärtige ging mit mir in den Verpflegungssaal des Bahnhofs, wo ich noch Zigarren und Pfeifen Tabak kaufte. Dann setzten wir uns an einen Tisch, dessen Holzplatte schmierig war; in kleinen Leepfüßen schwammen Zigarettenstummel und Brotkrumen. Ringsumher ein höllischer Lärm, Tausende von Geldfrauen liefen sich in die Hüfte, Pyramiden von Loristern standen an den Wänden, zuweilen trippelte ein Sanitäter durch das Gemühl oder blasse Krankenschwestern führten

einen Kriegsblinden hinaus, daß er nicht von den Sehenden zertreten werde. Viel Geschrei auf den Straßen und in den Hallen, viel Qualm, viel Staub, viel Stieluft. Der Bärtige an meinem Tisch stürzte das Bier in seinen Schlund, als müsse er eine Feuersbrunst löschen. Dann wischte er sich den Schaum vom Schnäuzer und schlürfte mit der Zunge: „Mensch, die Brühe schmeckt, wenn auch nichts drin ist!“

Ich fragte den, dessen Vertrauen ich hatte: „Kamerad, du hast auch Revolution gespielt?“

„Gespielt? Da sagst du was Richtiges. Aber ich hatte auch 'ne Sauwut; ich hatte sogar das Gefühl, als sei das alles Quatsch mit dem Vaterland. Na, und da hab ich in Brüssel den Dienst verweigert und bin abgehauen mit einem Kraftwagen von der Munitionskolonne. — Du, noch so'n Bier, ja?“

Der Schelm bekam es, ich aber fragte ihn weiter: „Warum hastest du eine Sauwut?“

„Mensch, stell dir vor: Ich bin ein alter, gedienter Mann, hab Frau und fünf Kinder, bin Grubenarbeiter auf der Zeche Hammerstein, hab doch allerhand erlebt und getan, und da schnauzt mich doch neulich so'n siebzehnjähriger Fähnrich an, ich sollte meine krummen Knochen vor ihm zusammennehmen. Von Lankwitz hieß der Kerl. „Dummer Junge!“ sagte ich, hernach flog ich in den Kahn. Sag, ist das in Ordnung? He?“

Ich schwieg.

„Und dann kam ich mal auf Urlaub an die Ruhr, meine Frau war lungenkrank, gottsegge, was hatte sie schon zu fressen! Meine fünf Kinder sahen aus wie die Ratten. Da hab ich Kartoffeln gehamstert, bin verpeßt worden und mußte alles wieder herausgeben. Na, ist das ein Vaterland? Kämpfst man für so was?“

Der Bärtige trank ein zweites Bierglas leer. Ich schwieg. Ich konnte nur schweigen. Wußte ich keine Antwort? Hatte sich der Tölpel nicht an kleinen Dingen gestoßen, während wir zu großen unterwegs waren? Aber waren für diesen Menschen die kleinen Dinge keine Ungeheuerlichkeiten? Nun hatte er in den Chor der Kanakillen eingestimmt, weil das Alte schlecht war nach seiner Meinung. Würde er an die Stelle dieses Schlechten etwas Besseres setzen? Wie klagte meine Seele auch jene Schuldigen der andern Seite an, die Argernisse gesät und die Folgen nicht bedacht hatten. Dieser Bärtige, der schon wieder auf ein neues Bier wartete und dessen Magenwände knurrten, weil er Löhnung und Brot immer an seine Familie geschickt hatte, dieser Verzweifelte mußte doch mein Bruder sein, wie auch Leutnant Quambusch — wie mochte es um ihn stehen? — mein Bruder gewesen war.

„Na, du sagst ja nie?“

Der alte Artillerist scheuchte mich auf mit dieser Frage. Ich antwortete: „Kamerad, wenn der Fähnrich von Lankwitz sich wie ein Rindskopf benahm, und wenn tausend andere Dinge falsch waren im alten Reich, glaubst du, daß jetzt die tausend Dinge alle richtig werden? Rindsköpfe wird es ewig geben, und Argernisse werden die Menschen immer noch erdulden, solange es Menschen gibt. Oder soll das neue Reich ein Himmelreich sein? In dem Augenblick, da du rebellierst, glaubst du das. In dem Augenblick, da du vor den Depeschen die Welt verfluchtest, hast du dich selber verflucht!“

„Mensch, 300 Milliarden!“

Ich mußte lachen, obwohl ich traurig war: „Es geht nicht ums Geld, Kamerad, es geht um Deutschland. Nicht um die Fläche auf der Landkarte, nicht um gehamsterte Kartoffeln oder um einen unreifen Fähnrich, wohl aber um einen heiligen Geist: Um die Nation und ihre Art! Der Fähnrich war noch nicht tauglich für diese Art, und untuglich bleiben auch alle, die das Gütige, wo es immer notwendig ist, für Schwäche halten. Ich hab es selber oft erfahren müssen, daß Güte von mir ein Übermaß an männlicher Kraft und Selbstüberwindung verlangte!“



Burgfriedentor in Cochem.

Radierung von Josef Steib.

Bavaria-Verlag, Gauting vor München.

„Mensch, was versteh ich davon! Bist du'n Kaplan? Gib lieber noch'n Bier aus!“

Der Bärtige bekam sein drittes Bier, obwohl ich meine Groschen zählen mußte. Aber das merkte der Tropf nicht, und solche Tropfe wird es ewig geben. Sie werfen ihrer Frau die Fensterscheiben ein, wenn die Suppe zu kalt ist, und sie brauchen die Brühe doch nur anzuwärmen. Sie zerschlagen ein altes Reich, als käme jedes neue ohne Opfer und Dummheiten aus. Aber Dinge des Geistes zu erkennen muß leider eine Gnade bleiben. Die Zukunft erfüllte mich mit Sorge, obwohl ich an meine eigenen Scherben noch gar nicht dachte.

Wer sagte mir neulich: Wir wollen keine armen und auch keine reichen Menschen, wir wollen zufriedene Menschen? Diese Weisheit wäre die letzte, ließe sich die Zufriedenheit in einen festen Begriff bringen. Es gibt Könige, die nicht genug haben. Es gibt Landstreicher, die ihr Bettelbrot den Vögeln streuen und Lieder flöten. Hätte nur jeder den Willen, tüchtig zu sein, ihm bliebe selbst die tollste Welt nicht stumm.

Ich trank dem Alten zu: „Kamerad, wollen wir die Deutschen bessern?“

„Proßt, aber gewiß doch!“

„Gut, Kamerad. Dann fange jeder von uns bei sich selber an!“

Dem Bärtigen blieb das Glas am Schnäuzer stehen. Er beglückte mich mit harten Augen. Dann trank er weiter, bedächtiger als vorher. Es war etwas aufgesprungen in ihm.

IV. Abgründe tun sich auf.

Nun war es Frühling geworden am Rhein, es roch schon nach Knospen und Rindensaft. Im Lande hatte sich nichts zum Bessern gewendet, die Herzen waren nur noch schwerer geworden, überall taten sich Abgründe auf, auch in der Mitte Deutschlands, wo die Geschütze des Bürgerkriegs auf den Unterweltschreck moskowitzischer Soldner gerichtet werden mußten. Man wollte an die Macht des Teufels glauben, wenn man hörte, daß das Ufervolk am Rhein seinen Opfergang tat, während in den freien Bezirken des Reiches dem Verbrechertum Parteirechte eingeräumt wurden. Es hatte sich Ungeziefer in den Körper gesetzt, es tickten Würmer im Holz, es wurden Kadaver in die Brunnen geworfen. Da machten sich Seuchen des Geistes breit, das Vernichten war Mode geworden. Also konnte den Pissigen der Weizen blühen; denn über den Streit der Klassen triumphierte der neue Stand der lachenden Dritten: Schieber und Wucherer nährten sich vom Zwist der andern wie die Koffen im Eiter der Wunde. Und zwischen den Mühlsteinen von Hoch und Niedrig ließ sich die hilflose Mittelschicht zerreiben, vielleicht starb mit ihr das Herz, während sich Faust und Hirn zu plumphen, weisenlosen Monstergestalten entwickelten.

Das alles war im Gange und würde noch weiter im Gange bleiben; denn der Prozeß hatte erst begonnen, jeder wollte Kläger und Richter sein, indes die Währung, der äußere Wertmesser der Volksschaft, starb und die häßliche Welt sich die Hände rieb.

Da sollte ich zu Lebzeiten meines Vaters zum Volksschullehrer gemacht werden, ich hatte Brocken von Latein, Englisch, Algebra und anderen Unverdaulichkeiten schlucken müssen: Heute war ich Zellerwäscher und Vizegastwirt, ohne mich

irgendwie heruntergekommen oder sklavisch bevormundet zu fühlen. Da ich weder unlustig noch rebellisch werden konnte, mußte ich wohl eine Knechtsnatur sein. Und diente doch an dem Plage, auf den mich mein Schicksal gestellt hatte. Und floh doch nicht feige aus dem Schadenfeuer der Westmark, weil ich meiner Seele Zeit ließ, sich in diesen Flammen zu härten und zu festigen.

Ich fühlte mich wohl, wenn mich solche Gedanken heimsuchten. Ich hatte Zeit für sie, wenn ich abends schlafen ging, und ich gab mich ihnen hin, wenn mir der Sonntag eine Wanderstunde am Rheinufer gönnte. Und da es Frühling geworden war, kehrte die Lust zum Werk mit brennender Vielfalt in mir ein. Ich glaubte wie ein Baum zu sein, der wußte, wann es Zeit war zum Blühen, Reifen und Ruben. Ich sog meine Kraft aus derselben Erde, die hier auch den Reben und Wiesen ihre Nahrung gab. Ich zehrte von der gleichen Sonne, ich trank vom gleichen Regen.

V. Frei Rhein!

Adam Anker kam aus der Messetube, strahlte, streckte mir beide Hände entgegen. Sollte ich sie nehmen? Ich nahm sie: „Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, Adam!“

„Will ich meine. Schaust blaß aus, Manes?“

„Es geht mir nicht gut. Kann ich dich sprechen, Adam?“

„Ei, wei; hab eigentlich nit viel Zeit. Aber wenn's für dich is — komm'!“

Wir stiegen die Treppe hinauf, Adam ging vor, ich folgte wie ein armer Sünder. Der Wirt sprach noch mit befremdlicher Lautheit über die Schulter weg: „Ja, die Valuta und die Unruh überall, was das noch gebe soll! Und Hochwasser wird komme, paß nur acht, Manes!“

Ich seufzte, weil ich keine Antwort wußte. Und wunderte mich, daß Adam Anker im ersten Stock ein Zimmer öffnete, in dem vor einiger Zeit noch ein Colonel wohnte. Frische Tapeten, neue Plüschmöbel, eine Standuhr, zwei kleine Perser auf dem einstmaligen nackten Dielenboden. Und ein poliertes Klavier, Marke Mischelet Frères in Lyon. Hagelneu!

Ich merkte, daß den Wirt ein Unbehagen schüttelte; er ließ sich ins Sofa fallen, als sei seine Haltung unsicher geworden; winkte mich dann vom Fenster heran und fuhr mit der Hand über ein Stuhlpolster: „Setz dich, trinkste 'nen Schnabbus?“

Ich setzte mich, pflückte eine Franse vom Tisch Tuch, schwieg. Adam Anker bekam den Datterich.

„Was zitterst du, Adam?“

„Tu ich dann zittere?“

„Du bist Ortsvorsteher geworden, Adam?“

„Woher weißt du's scho? He?“

„Ja oder nein?“

„Je nu jo, wat is dobei?“

„Auf Wunsch der Franzosen, Adam?“

Mein Freund sprang hoch, ich bogte ihn in sein wippendes Polster zurück.

„Ich hätte das von dir nicht gedacht, Adam! Der armselige Rüster hat seine Frau und seine sechs kleinen Kinder im Stich lassen müssen. Cure Susanna wurde vergewaltigt und erdürgt. Tausende von Arbeitern wollen freiwillig hungern, um der Regie-Eisenbahn keine Handlangerdienste zu tun. Auch

Des Sommers Ende.

*Die Nächte sind jetzt unruhvoll und schwer,
Die Wolken sind vom Sturm zerschlagen,
Die Winde zerren an den Fensterladen,
Der Regen rinnt — die Welt ist leer.*

*Der schwache Lichtschein einer Weglaterne
Verflackert ängstlich und erlischt,
Und in dem grauen Dunkel einer nahen Ferne
Steht schon der Herbst, der seine Gaben mischt.*

Else Alexandra Troitzsch.

Philipp Weber, der mit dir im Gefängnis saß. Die Franzosen haben eine Rechnung von 130 Milliarden aufgestellt, fordern Barzahlung, sonst rücken sie in die Ruhr. In Frankfurt hat's Tote gegeben, in der Eifel drehten zwei Familien den Gashahn auf, weil sie verschickt werden sollten. Jeden Tag Dutzende von Ausweisungen, jede Stunde Plünderungen, Kolbenstöße, Messerstiche — —!"

Adam Anker stieß den Tisch ins Zimmer, schnellte wieder vom Sofa, trat einen Schritt vor. Ich konnte ihn nicht mehr ins Polster zurückwerfen, darum stand ich ebenfalls auf, um nicht der Kleinere zu sein. Da schüttelte er die Fäuste, schrie mich an und wurde gelb im Gesicht: „Was habe ich denn damit zu schaffen?“

Das Hochdeutsch machte ihn verdächtig. So tobte kein biederer Winzer.

„Du bist Separatist, Adam!“

Er hob zwei Finger, als wollte er schreien. Ich riß ihm den Arm herunter.

„Du bist sogar Anführer, Adam!“

Der Gastwirt vom „Goldenen Anker“ wich mit den Augen aus, vergrub die Hände in der Hose, ging einige Schritte hin und her.

Jeder Mensch hat einen Engel in sich und einen Schweinehund. Gleichermaßen kämpfte der Löpel, der da umherlief wie der Luchs im Käfig. Ich mußte auf alles gefaßt sein, darum deckte ich die Tür mit dem Rücken und mußte den Augenblick, um heimlich nach der Hosentasche zu fühlen. Die Waffe stak kalt im Futter.

Der Gastwirt blieb am Fenster stehen, seine Augen irrten der Dämmerung des nassen November entgegen. Ich lauerte in meinem düstern Winkel: „Nicht wahr, Adam, du hast dich schon zu sehr gebunden? Es ist dir, als wärest du mit einem Bärenrausch schlafen gegangen und müßtest in aller Frühe wieder aufstehen? Das fällt natürlich schwer. Da hat man Blei an den Beinen und Bienenschwärme im Kopf. Aber du mußt, Adam!“

Ich schritt auf ihn zu, rüttelte ihn, er wehrte sich barsch.

„Leide für Deutschland, Adam!“

Da fuhr er mit wütendem Ruck herum: „Dir habbe se kei Möbel zerdeppert, damals im November 18! Wem verdanke wir all unser Elend? De Preuße und de Rote? Bluthünd sin se allebeide! Meinst du, die Franzose ginge jemals wieder fort vom Rhein? Wann wir uns selbständig mache, brauche wir nit teil zu habbe an de hundertdreißig Milliarde! Da lebe wir in Friede, genieße unser Ruh, alles andre geht uns en Dreck an! Wir vom Rheingau sin immer ammerster gewese als die andre!“

Er ließ sich wieder ins Sofa fallen, seine Kiefermuskeln arbeiteten, auf seiner Brust pfften die Atemzüge.

„Hör mich an, Adam: Zwei Preußen gib'ts: eins in Oberrhein, eins in Sausouci. Wem von diesen gilt dein Haß? Du bist verärgert, weil du mal strammstehen mußtest. Hat es deiner Gesundheit geschadet? Kindschopf!“

„Was versteh ich davon!“

„Du lehnt dich gegen Dinge auf, von denen du nichts verstehst?“

„Mei Ruh will ich habbe!“

„Dann leide Verfolgung für sie, solange wir Unruhe erdulden. Freiheit ist mehr als Ruhe. Wir wollen Spießruten laufen für sie. Kerl, und hast gar ein Kind! Wie durfst du zu Leuten übergehen, die vom Rheingau tausendmal weniger verstehen als die Preußen? Du sprichst wie einer, der nicht unfres Blutes ist. Und wer nicht unfres Blutes ist, der lacht übers Ehrgefühl, weil ihm seine persönliche Ruhe wertvoller scheint. Deine Bundesgenossen wollen uns etwas geben, was uns das Heiligste nimmt. Die Sonne scheint überall anders, und anders sind auch überall die Tiere und Pflanzen und Menschen, die von ihrem Licht leben. Begreifst du, daß es gegen die Natur ist, wenn wir uns in fremde Deichseln spannen? Wenn wir uns einem Blut verkaufen, das nicht das unfreige ist? Wenn wir uns einem Geist ausliefern, der uns die Seele

nimmt? Versöhnung suche ich, keine Unterwerfung!“

Adam Anker zündete sich eine Zigarre an, um Überlegenheit zu heucheln. Ich sollte wohl Argernis daran nehmen.

„Willst auch eine, Manes?“

Ich schlug ihm nach dem Munde, daß der Schweizer Stumpfen rauchend unters Klavier rollte. Adams Augen glöckten entrüstet.

„Es ist mir ernst, Adam! Ich weiß, was ich dir zu verdanken habe. Aber der, der mir Gutes tat, der, den ich aus dem Kerker holte, war ein anderer! Die sechzigtausend Arbeiter, die am Rhein für Deutschland hungern wollen, und die ungezählten Brüder, die man in die Gefängnisse stopfte, die man verschickte oder über die Grenze jagte, die alle sind mir wichtiger als das Ruhebedürfnis deiner Sippe. Und wenn die Hungernden und Vertriebenen noch so proletarisch oder noch so preussisch sind: Du bist ein Schuft, die andern sind Brüder! Untreue hat noch immer den eignen Herrn geschlagen. Nein, Adam, das Preußen von Sausouci war ein Vater, streng, aber weise. Wurde deinem Ahn etwas genommen oder etwas gegeben? Jetzt buhlst du um einen Vormund, den du Mores lehren müßtest, nicht umgekehrt!“

Ich merkte dem Gastwirt an, daß meine Worte ihm un bequem wurden, weil er ihren Sinn zu begreifen nicht willens, vielleicht auch nicht fähig war. Ich sprach noch dies: „Von Deutschland weiß ich alles, Adam, kenne seine Irrtümer, kenne auch seine Wahrheiten. Weiß sogar, daß es oft den Stolz auf seine Leistungen mit Überheblichkeit verwechselte; ich will aber leiden, ich will bluten, ich will mein Schuldteil auf mich nehmen, weil ich über die Stunde hinaus denke. Solcher Kummer ist Liebe, aber dein Eifer ist Zahnenflucht! Ich bin arm, du hast Besitz und schämst dich nicht, da du nicht opfern willst. Meinst du, ich wäre bei den Preußen nicht geschliffen worden? Aber hat's da nicht auch das Kamerad sein gegeben?“

Adam Anker wollte abermals eine Zigarre zünden, doch steckte er sie flink wieder in die Tasche. Was ich ihn lehrte, ging über seinen Verstand. Strohdumm war er, daher kam er nicht los von der Leimrute. Seine Augen tasteten das Halbdunkel des Zimmers ab: die frischen Tapeten, die neuen Möbel, das polierte Klavier.

„Du hast schon Geld angenommen, Adam?“

Trüber Tag.

In die Wasser,

*Sonst des Himmels Bläue spiegelnd,
Weinen Wolken trübe Wellen.*

In den Ästen,

*Sonst der Sonne sich entgegenbreitend,
Hängen Fäden grauer Regenperlen.*

Über Wege,

*Zwischen Birken, kleinen Hecken,
Schleicht der blasse Nebel hin,*

Singt der Regen

*Von dem Weinen und vom Laben
Seine alte, stille, große Weise.*

Elsa Alexandra Troitzsch.

„Oh, woher denn — —“
„Der Geschenke? Gib sie zurück, ich will dich rechtfertigen. Es kommt sonst ein Tag, an dem wir gegeneinander stehen. Mit der Waffe, Adam!“

„Geh, ihr habt ja kei einzige Flint!“
Aus der Küche im Erdgeschoß rief Eva.. Ich öffnete die Tür, daß die Wirtin nicht ungeduldig würde.

„Gleich kommt er, Eva!“
Adam war schon aufgestanden, hatte schon das Licht angezündet. Elektrisches Licht, das er vor zwei Monaten noch nicht besaß. Wir blinzelten uns mit verkniffenen Augen an, auf der Straße trompetete ein Hornsignal.

„Wie ist es nun, Adam?“
„Manes, nit aufbrause jetzt, ich will dir was sage: Heut Nacht um zwölf hadde wir Versammlung im Wald bei Diebach. Da gehste mit hin, verstehst? Da werde se all rede, der Dorten und der Matthes, auch der Jupp Smeets will komme. Hernach spreche wir miteinander. Es muß aber geheim bleibe, gell? Gib dei Hand, Döskopp!“

Ich, Manes Himmerod, gab die Hand. Ich, Manes Himmerod, gab in diesem Augenblick den besten Freund preis. Ich würde schon alles geheimhalten — ich wußte, wem ich diente.

Zwei Stunden dauerte der frostige Marsch, dann stießen wir auf einen Doppelposten, der von einer Gruppe französischer Kavallerie beschützt wurde. Die reitenden Poilus trugen entschleierte Karabiner im Arm, ein Offizier zeigte in den Wald, wo abermals eine Postenkette mit Gewehr bei Fuß für Absperrung sorgte. Hier durfte niemand in den heiligen Hain, den nicht das Lösungswort eines Führers rechtfertigte. Auch unser Trupp wurde angehalten. Adam flüsterte: „Frei Rhein!“, und wir drangen in den Forst, sahen bald das festliche Geflackter von hundert Fackelbränden, die, von den Häupten ziviler Soldaten gehalten, für die Beleuchtung des Versammlungsortes sorgten.

Es standen wohl fünfhundert Männer auf der Waldwiese, unsere Gruppe war die letzte, die noch erwartet wurde. Und es dauerte nicht lange, da kündete ein melodisches Trompetensignal den Beginn der Sitzung an, die des nassen Bodens wegen stehenden Fußes vonstatten gehen mußte. Jede Ortsgruppe wurde in Reihen rechtsum ausgerichtet, die Führer schwelgten in schnodderigen Kommandotönen, wie sie selbst einem Überpreußen keine Ehre mehr gemacht hätten. Es wurde Löhnung verteilt, jeder mußte die flache Pfote ausstrecken, hundert Frank gab's für den einzelnen. Ich selber stand, von Adam Anker legitimiert, an der Seite. Und kam sechs Schritte näher, um auch das Wochengehalt der Führer auf Heller und Pfennig mitzuzählen: Jeder erhielt zehn Hundertfrankenscheine! Auch Adam Anker! Er war Schelm genug, mir den Sold im Schatten eines Baumes zu präsentieren: „Gell, wie dumm du bist!“

Diese Plumpheit entwaffnete mich. Ich antwortete ebenso witzig: „Unheilbar, Adam!“

Während der Befeldungszeremonie trat schon ein dicker Landwirt aus der Eifel in die Mitte des Platzes, ließ sich von zwei hageren Fackelträgern verklären und begrüßte die Kolonnen mit einem pathetischen „Frei Rhein!“ Er begann seine Rede mit der Offenbarung, daß Dorten, Matthes und Smeets der Versammlung ihre wärmsten Gefühle durch ihn übermitteln ließen; leider seien sie verhindert gewesen, höchstselber zu erscheinen. Aber die freien Rheinfranken, die sich — es sei eine Schande — immer noch heimlich und unter dem dankenswerten Schutz der französischen Bajonette versammeln müßten, sollten nicht verzagen, die Stunde sei nahe, da die Ausrufung der rheinischen Republik dem wahren Willen des Volkes Ausdruck gebe!

Er sagte: Dem wahren Willen des Volkes Ausdruck gebe!! Ein zweiter Redner, seines Zeichens Spritbrennereibesitzer aus Speyer, löste den notleidenden Agrarier ab und beantragte die Entrollung der grün-weiß-roten Standarte, damit sie den Wegbereitern Rheinfrankens die schuldige Reverenz erweise.

Ein baumlanger Kumpan trat vor, streifte das Wachstuch vom Schaft und entrollte sein Banner vor den Verschwörern. Alsdann senkte er das dreifarbige Tuch, die französischen Offiziere salutierten im Sattel.

Ein dritter Tribun hüpfte wie eine Ballettmaus in die Manege, er mußte wohl der wichtigste Festredner sein, denn die verregnete Runde öffnete alle Ventile des Tumults. Ich fragte Adam Anker nach dem Namen dieses Mannes. Und wurde belehrt, daß der Redner jener Elsässer Albert Lejeune sei, den die Preußen vor fünf Jahren ins Zuchthaus verbannt hätten. Ich kramte in meinem Gedächtnis nach und erinnerte mich, daß sich ein Albert Lejeune des Notzuchtverbrechens an zwei ihm anvertrauten Mündelkindern schuldig gemacht hatte. Dieser Albert Lejeune pumpte jetzt die Brust voll Luft, zog ein Konzept aus dem Ärmel, hustete, begann: „Rheinfranken! Es gibt Zaghafte unter euch, die wir überzeugen müssen. Wir haben jahrhundertlang unter der Knechtschaft gelebt, und solltet ihr sie nicht gespürt haben — ich habe sie gespürt —!“

Ich horchte nur noch halben Ohres. Hier hatte sich die Generalversammlung einer Geschäftsgruppe eingefunden. Unter diesen Leuten war keiner, der Weiseres zu sagen wußte, als daß er sich an der preussischen Ordnung den Magen verdarb. Und nicht einer meldete sich, der sein Tun und Wollen, was hätte möglich sein können, mit einem tiefem Erneuerungssinn begründete. Ich wurde traurig und bitter, weil man hier eine Freiheit forderte, die jeder gestalterischen Idee, jedes geistigen Schwungs und jedes gütigen Gefühls entbehrte. Keiner erglühte aus Liebe zu einem weisenhaften Geseß, keiner beschwor die Geister des Blutes, keiner enthüllte ein Geheimnis. Man droß Phrasen, und Phrasen waren von jeher die Feigenblätter des Stumpfsinns. Gewiß, es gab Zeitgenossen am Rhein, die sich als verwurzelte Geschöpfe der Landschaft nicht ohne würdige Betrachtungen gegen eine preussische Bevormundung ihrer Wesensart zu wehren pflegten. Heute aber, da die Not unter den Nägeln brannte, löschten sie allen Groll und konnten im Strohfeuer dieser Rebellen à la carte nur eine dilettantische Tragödie erkennen, deren Entwürfungen vom tiefem Mirakel des Rheins nichts wußten und nur ein Verrat aus Eigennutz waren.

Die Versammlung näherte sich dem regnerischen Finale. Ich spähte im Halbdunkel der Fackelbrände auf meine Uhr, die dritte Stunde nach Mitternacht war längst vorbei.

Die fünfhundert Männer hoben ihre Finger zum Eid: Die Rheinische Republik oder den Tod!

War ihnen das Leben schon wertlos geworden?

Und noch eine Warnung des Oberbündlers: „Wer desertiert, wird standrechtlich erschossen!“

Woher hatte er das?

Dann ein Gebrüll nach Kommando: „Freiheit!“ Es klang, als hätte die Freiheit etwas mit Schnaps und Huren zu tun. Nie war mir unromantischer zumute. Nie war mir der nuchterne Geruch meiner Mitmenschen übler aufgestoßen. Stümper, wohin man schaute. Und Sitzungen wie diese fanden zur gleichen Stunde an vierunddreißig Punkten der Westmark statt. Von Kleve bis nach Germersheim. Das war kein Rüttschwur. Wäre wenigstens ein vernünftiger Abenteurer oder Vollblutbandit unter ihnen gewesen!

(Fortsetzung folgt.)



Ländliche Arbeiten.
Holzschnitt aus dem illustrierten „Vergil“ (Straßburg 1502).

Das Bauerntum in der bildenden Kunst.

Eine kulturgeschichtliche Studie.

Von Professor Dr. Michael Birkenbihl.

Die Behandlung der Stände durch die Dichtung und die bildende Kunst bildet ein ernstes Kapitel der Sozialgeschichte. Je nachdem ein Stand privilegiert und angesehen oder unterdrückt und verachtet war, stellte sich die Kunst zu ihm ein. Die Renaissance diktiert das Gesetz: Könige und Helden gehören in die Tragödie, die Bürger in die Komödie, die Bauern ins Schäferspiel. Bis auf Lessing bleibt dieser Kanon in Kraft. Eine solche Zuweisung zu heroischer, satirischer oder idyllischer Behandlung hat auch das Bauerntum in den einzelnen Jahrhunderten mitgemacht.

Schon im Mittelalter ist der Bauer leibeigen, durch den Zwischenhandel ausgewuchert, nach der Auffassung des Adels und des Bürgertums ein Mensch, der kein Mitleid verdient. Daß die Malerei der Zeit ihn mit besonderer Liebe behandle, kann man deshalb nicht erwarten. Darstellungen des arbeitenden Bauern und seiner Wohnstätte finden wir bereits in den Miniaturen der mittelalterlichen Handschriften und der Graphik der Wiegendrucke. Diese Darstellungen bleiben aber bei aller Treue doch schematisch, oft bestehen sie nur in Umrislinien. Es bildet sich ein bestimmter Stil heraus, ein Bauerntypus, der immer eingehalten wird. Die Auffassung der Zeit, daß der Bauer etwas Rohes, Tiefstehendes sei, tritt in den groben

Gesichtern und ungeschlachten Gliedern deutlich zutage. Eine ausgesprochen satirische Tendenz begegnet uns in den Bauern-

bildern der fliegenden Blätter. Diese satirische Absicht tritt noch stärker bei den Graphikern der hohen Kunst hervor. Zur Ergötzung der Städter wollen sie die Freßlust und Tölpelhaftigkeit der Bauern drastisch darstellen. Gelegenheit dazu bieten ihnen vor allem ländliche Feste. Auch für ihre Darstellung bildet sich ein festes Schema heraus. In der Zeit von 1300 bis 1500 macht die Bauernschlaueit Fortschritte; das Bestreben, den verhassten Städter überall zu übervorteilen. Dem Städter mißfällt wieder der Bauernhochmut, der es an Prunk mit dem Ritter aufnehmen will. Durch die Bauernkriege gehen auch dem Städter die Augen auf für den unmenschlichen Druck, unter dem der Bauer leidet. Tilmann Riemenschneider, Städter von Geburt und Lebenshaltung, tritt in die Reihen der Bauern und teilt mit ihnen den Kampf ums Recht. Dafür wird er freilich auf Befehl seines Landesherrn, des Bischofs von Würzburg, grausam gefoltert. Andere Städter fühlten sich durch die Bauernkriege noch mehr abgestoßen. So schreibt Sebastian Franck in seinem „Weltbuch“ über die Bauern: „Ein sehr arbeitsam Volk, hart beschwert, aber nit desto frummer, ein wild, hinterlistig, ungezemt Volk.“



Tanzende Bauern.
Radierung von Albrecht Dürer (1514).



Der verlorene Sohn.

Zeichnung von Albrecht Dürer.

Albrecht Dürer hätte nicht den feinen Sinn für das Charakteristische haben müssen, wenn er an so ausgesprochen scharf umrissenen Figuren, wie das gerade die fränkischen Bauern sind, interessellos vorbeigegangen wäre. Sein Grundsatz „Nicht schön muß der Mensch sein, aber es muß etwas in ihm stecken“ kommt auch in seinen Bauernbildern zum Durchbruch. In dem Kupferstich „Der verlorene Sohn“ schildert er sachlich eine deutsche Dorfanlage seiner Zeit. Von der Bauerndarstellung Dürers und seiner Zeitgenossen gilt aber, was W. H. Riehl sagt: „Dürer, Holbein, Cranach waren nicht bloß insofern volkstümliche Maler, als sie in ihrem Stil den deutschen Volksgeist in einer bis dahin nicht gekannten Freiheit und Naturfrische versinnbildeten; sie waren auch mit ihren unmittelbaren Vorgängern, Genossen und Nachfolgern die ersten, welche das deutsche Volk als Volk malten. Sie machten freilich trotzdem das Volk noch nicht zum Mittelpunkt ihrer historischen Bilder; sie stellten es nur in die Peripherie derselben, erläuternd, füllend, schmückend, daß es manchmal auftritt wie der Chor in der griechischen Tragödie. So getreu auch die Einzelfiguren und Köpfe in den Volksgruppen der altdeutschen Maler aus dem Leben gegriffen, ja, oft in ihrer naturwüchsigen Gemeinheit geradezu von der Straße aufgelesen sind, so hat doch die Gesamtheit des Volkes vorwiegend nur einen typischen Sinn. Im einzelnen wechselte

die Charakteristik der Köpfe, im ganzen sind es immer dieselben niederrheinischen, fränkischen und schwäbischen Bürger und Bauern, die auf den Bildern der niederrheinischen, fränkischen und schwäbischen Schulen in stehenden überlieferten Formen wiederkehren.“ Die Freude am Derben, an einer gewürzten Satire hatte Darstellungen wie die „Raufenden Bauern“ des Meisters J. B. B., die „Streitenden Bauern“ von Beham (1547) oder die „Eheliche Untreue“ des gleichen Meisters hervorgezogen; das Liebes- und Eheleben der Bauern war ja seit Neithard von Reuenthal, der von ihnen immer wieder durchgeprügelt wurde, ein beliebtes Thema für den ritterlichen und bürgerlichen Humor.

Während diese älteren Darstellungen des ländlichen Lebens nur vereinzelt auftreten, bildet sich eine systematische Bauernmalerei zuerst in dem großen Bauernlande Holland aus. Obwohl es dort den Ständesdünkel anderer Länder nicht gab, freute sich das behäbige Bürgertum in seinem reinlichen Heim doch an der Derbheit und Tölpelhaftigkeit der Dorfbewohner. Die Triebfedern zur künstlerischen Behandlung des Bauernstandes waren also die gleichen wie in Deutschland. Der leicht ironische Ton, den Dürer mit seinen „Tanzenden Bauern“ (1514) angeschlagen hatte, klingt uns auch aus den Bildern des großen Bauern-Breughel entgegen. In einem lapidaren Stil von seltener Wucht und mit einer koloristischen Kraft, die seine



Der Tanz in der Bauernstube.
Gemälde von Adriaen van Ostade.

Bilder den besten aller Zeiten anreicht, erzählt Pieter Breughel (1525—1569) das niederländische Volksleben seiner Zeit. In bewusstem Gegensatz zur Forderung der Renaissance, nur das Edle darzustellen, malt er das schlichte alltägliche Leben und verstärkt seine Derbheit noch, indem er parodierend verzerrt und seiner Monumentalkunst eine karikaturistische Basis gibt.

Die holländische Malerei des 17. Jahrhunderts steht in einem feuchten Zeichen. Aber nicht im Zeichen des reichlich vorhandenen Wassers, sondern des Alkohols. Holland war das erste Land, das die Bierwirtschaften einführt; auch die Tabakspfeife hatte um 1600 dort Eingang gefunden. Als willkommene Neuheit begegnet sie uns deshalb so oft auf den Kneipenbildern. Den Reigen der Becher eröffnet Frans Hals, der Meister des Lachens, der unverbesserliche Säufer, Schuldenmacher und leichtsinnige Ehemann. Unter seiner Anleitung und, wie es scheint, von ihm weidlich ausgenutzt wächst Adriaen Brouwer auf, ein struppiger, ungewaschener Schnapsbruder, der nach einem abenteuerlichen Leben schließlich völlig im Alkohol versumpft. Aber beide waren geborene Maler, Maler auf Anhieb, bei denen jeder Strich saß, dazu feinsinnige Beherrscher der Farbe. Bei beiden hat Adriaen van Ostade gelernt. In jedem großen Bauernmaler muß irgendeine seelische Beziehung zu seinem Stoff vorhanden sein, das Verlangen des Publikums nach Bauernbildern kann allein nicht eine solche Einfühlung in die Welt des Dorfes hervorrufen. Daß sich Adriaen, obwohl er wie sein Vater in der Stadt geboren war, nach dem Dorfe Ostade benannte, beweist, daß die Familie zu diesem Dorfe in einem engeren Verhältnis stand. Mit liebevoller Einfühlung

schreitet Ostade den ganzen Kreis des bäuerlichen Lebens aus. Im ersten Abschnitt seines Schaffens stellt er unter dem Einfluß von Hals und Brouwer besonders das Derbe, Groteske dar. Da prügeln sich die Bauern in einem dichten Knäuel auf dem Boden, da geht es in der Schenke derb zu, und Venus benimmt sich dabei nicht besser als Bacchus. Später bekommen seine Bilder einen soliden Charakter, und er, der eigentlich eine innerliche, sinnierende Natur war, stellt nun mehr das Idyllische des bäuerlichen Familienlebens dar: brave Eheleute mit ihren Sprösslingen vor dem Kamin, die Bauernfamilie beim Tischgebet, die Spinnerin vor der Haustüre, eine ländliche Hausmusik, trauliche Aussicht aus Haustüren und Fenstern, einen geruchvollen Stammtisch, die Poesie der Dorfschule und anderes. Sein Bruder Jsaak aber, dem nur eine Lebensdauer von 28 Jahren beschieden war, malt mit wahren Bienenfleiß reizende Reiseszenen, besonders das Raften vor dem Dorfwirtshaus. Im ganzen ist das Leben der Bauern, wie es uns diese Holländer darstellen, ein ewiger Saus und Braus. Keinem fällt es ein, das ländliche Volk einmal bei der Arbeit aufzusuchen und den Ernst des Ackerbaues darzustellen. Der Begriff der harten, aber segnenden Arbeit ist noch nicht erfunden. Dafür schlägt in den Malern noch eine starke satirische Ader; das Plumpe, Tölpelhafte, Ungeschlachte in den Zügen und Bewegungen ihrer Modelle wird absichtlich ins Groteske verzerrt. Der Ton, den Rubens in seiner Louvre-Kirmes für die Bauernmalerei angeschlagen, klingt durch das ganze Barock fort.

David Teniers ist im gleichen Jahre 1610 wie Adriaen van Ostade geboren und wirkte unter dem gleichen Zeitgeiste. Aber zwischen seinen Bauernbildern und denen Ostades ist doch



Das Dorffest.
Gemälde von Cornelis Dufart.

ein himmelweiter Unterschied. Leniers war Grandseigneur, Akademiedirektor in Brüssel. Er malte alles, was einen guten Absatz versprach. Nur weil die Bauernmalerei Mode war, widmete er sich ihr zeitweise ohne innere Beziehungen zum Bauerntum. Er malt auch nicht die rohen Gesellen seiner Kollegen, sondern sucht sich die hübschesten Bauernburschen, die schmucksten Dirnen aus und gibt ihnen städtische Wohlerzogenheit. Das Wort, das Ludwig XIV. vor einem Bauernbild Leniers sprach: «Otez-moi ces magots!» („Zut mir diese häßlichen Affen weg!“), war eigentlich unberechtigt. Das Rokoko mit seiner aristokratischen Dominante kann allerdings mit dem Bauerntum nichts anfangen. „Der Bauer wird im Elend und in der tiefsten Erniedrigung gehalten“, sagt Mirabeau, „von Männern, die nichts weniger als unmenschlich sind, die aber, besonders in den adligen Kreisen, das Vorurteil haben, daß er zu einer ganz anderen Art von Wesen gehört.“ Nur was zu seiner schwülen Sinnlichkeit paßt, greift dieses Zeitalter heraus. Da ist vor allem der Schäfer, den es mit einer falschen Empfindsamkeit ausstattet. In verschwiegene Gärten errichtet der Adel auch zuweilen Meiereien, die äußerlich den Vorbildern des Dorfes getreu nachgebildet sind. Im Innern aber strotzen sie von raffiniertem Luxus, und die Bauern und Bäuerinnen, die sich hier galant unterhalten, sehen in dem bauerlichen Milieu nur einen pikanten Gegensatz zu der gepflegten Kultur der Salons.

In Deutschland bringt zuerst die Literatur den Bauern den Gebildeten näher. Hagedorn, Gellert, Lichtwer führen ihn in die Stadt ein. Der Hain gibt ihm einen lyrischen Zug und dichtet Lieder für ihn. Justus Möser wird zum ersten großen Verfechter des Bauerntums. Mit Hebel beginnt auch die Sprache des Bauern literaturfähig zu werden. Die große Wandlung in der Malerei vollzieht sich während der Romantik. Wenn der Bauer auch bei Eichendorff und Moritz von Schwind noch als „Knollfink“ erscheint, so befeelen ihn

Schwind und Richter doch zum erstenmal mit zarteren Regungen. Richter hat das ländliche Leben oft als Illustrator dargestellt; seine tiefe Liebe zur Natur und sein Sinn für das Idyllische lassen ihn aber auch in selbständigen Gemälden und Zeichnungen ländliche Gestalten und Szenen aufgreifen und mit der ganzen Poesie seines reichen Gemütes vergolden. Das Derbe, Realistische wird dabei ausgeschaltet; es sind lauter lebenswürdige, manierliche Landleute und Bauernkinder, die er uns bei der Arbeit oder in gehobener Feierabend- und Feiertagsstimmung vorführt. Damit befreit die Romantik das Bauerntum von dem Gluche des Lächerlichen, den ihm das ältere Bürgertum angehängt hat, und arbeitet der modernen sachlichen Behandlung vor. Der Umschwung ist so stark, daß er bei den Bildern von Ludwig Knaus, der um 1870 als Bauernmaler berühmt war, ins Süßliche verfällt. Der Auffassung und Kompositionsweise von Knaus steht auch der Schweizer Benjamin Vautier (1829–1898) nahe. Er hat besonders das alemannische und elsässische Landleben geliebt und im Geiste der Düsseldorfer Malerschule, aus der er hervorging, behandelt. Zu seinen besten Bildern gehören „Erste Tanzstunde“, „Ein Zweckessen auf dem Lande“, „Tanzsaal in einem schwäbischen Dorfe“, „Tanzpause“, „Schwarzer Peter“ und vor allem das „Begräbnis auf dem Lande“. Auch Vautiers Bauern haben bei aller Naturtreue doch etwas Sonntägliches und Lebenswürdiges.

Daß man auch in Frankreich unterdessen die Seele des Bauern entdeckt hatte, zeigen die Arbeiten von Jules Breton (1827–1906) und Jules Bastien-Lepage. Breton schildert das Bauernleben des Artois und der Bretagne. Er hat uns in seiner „Bénédiction des blés“ eine Ernteprozession in starken malerischen Akzenten erzählt. Ergreifend schildert er die tiefe Liebe des Bauern zur Mutter Erde und seine religiöse Inbrunst vor dem segensbringenden Allerheiligsten. Das Bild, das 1857 ausgestellt und vom Staate angekauft



Auszahlung des Wochenlohnes.

Gemälde von Léon L'Hermite (Musée du Louvre, Paris).

wurde, war sein erster großer Erfolg. In der „Heimkehr vom Felde“ (1867), den „Kartoffelleserinnen“ (1868), der „Jungen Ruhhirtin“, in Darstellungen von Schnittern und Schnitterinnen mischt sich der Duft der Felder mit der sorgfältigen Aufmachung des Ateliers. Eine sehr sympathische Erscheinung ist der Lothringer Jules Bastien-Lepage. Ihn umgibt die Gloriole des frühen Todes. Im Friedhof seines Heimatdorfes Dampvillers fand er unter dem gleichen alten Apfelbaum, unter dem sein Großvater und sein Vater ruhen, die letzte Ruhestätte. Er starb einen Monat nach seiner letzten Liebe, seiner begabten Schülerin Marie Baskiritcheff („Tagebücher“!), an der gleichen Krankheit wie sie, der Schwindsucht. Unter seinen Armeleut- und Bauernbildern, die bei haarscharfer Beobachtung Naturalismus und verklärende Poesie in eigenartiger Weise vereinigen, ragen besonders die „Liebe auf dem Lande“ und „Die Heuernte“ hervor.

Alle bisherigen Darsteller des Bauerntums hatten die Wucht seiner Leiden, insbesondere das schwere Arbeiten im glühenden Sonnenbrand, niemals am eigenen Leibe erfahren.

Was der Bauer an harter Arbeit, der Witterung schutzlos preisgegeben, leisten muß, das konnte nur einer schildern, der selbst das Schmerzen des Rückens und der Glieder gefühlt, der selbst in versengender Glut sich seufzend den Schweiß von der Stirne gemischt hatte. Das war Jean François Millet. Der Boden seines Heimatdorfes Gruchy ist so karg, daß er die Mühe des Anbaus kaum vergilt. „Ich sehe sehr wohl die Strahlentronen des Löwenzahns und die Sonne, die dahinten weit jenseits des Landes ihre Herrlichkeit in die Wolken ausstrahlt. Aber ich sehe auch in der dampfenden Ebene die pflügenden Pferde und an einem steinigen Ort einen völlig ab-



Die Heuernte.

Gemälde von Jules Bastien-Lepage (Musée de Luxembourg, Paris).

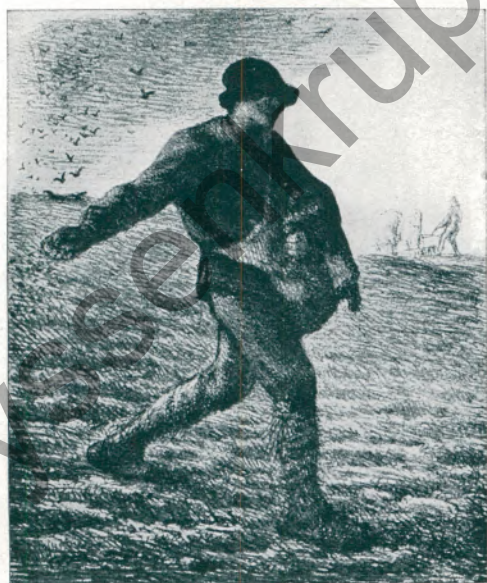


Die Lerche.

Gemälde von Jules Breton.

geheßten Menschen, dessen Reichen man den ganzen Tag gehört hat und der sich einen Augenblick aufzurichten sucht, um Atem zu holen.“ Diese Worte auseinander seiner Briefe bilden den Schlüssel zu seinem ganzen Werke.

Nicht den feiernden Salonbauern, wie ihn uns Defregger vorführt, sondern den echten, abgerackerten Bauern, der unter einem unbarmherzigen Himmel, ein Sklave der Arbeit, sein Brot sauer dem Boden abringt, hat uns Millet voll tiefen Mitgefühls mit seinen früheren Standesgenossen vorgestellt. Millets Verdienst ist es, den Bauern bei der Arbeit aufgesucht und für alle späteren Maler entdeckt zu haben. Nachdem er ihn beim Säen, Hacken, Graben, Pflügen, Schweine-schlachten gemalt hatte, wimmelt es in der Malerei von Sämannern, Pflüchern und Schnittern. Aber sie unterscheiden sich dadurch von ihrem Vorbilde, daß Millet als Bauer jeden Handgriff durch und durch kennt, während man den anderen Bauernbildern oft genug anmerkt, daß sie ein Städter gemalt hat. Sein „Kornschwinger“ (1848) ist das Manifest seiner Bauernmalerei. Neben Segantini hat er die Herde am schönsten gemalt. Ergeben in ihr Schicksal, suchen seine „Ährenleserinnen“ mühsam ihr Brot. Alles, was man durch die Haltung an Seelenvorgängen ausdrücken kann, gibt sein „Angelus“. Bei ihm und den „Ährenleserinnen“ ruht auch in der Behandlung des Lichtes und der Farbe ein großer Teil des überwältigenden Eindrucks. In beiden Bildern wird Millet ferner zum Gründer des „paysage intime“. Für ihn ist die Landschaft



Der Sämann.
Radierung von J. F. Millet.



Der Sämann.
Gemälde von J. F. Millet.

nicht vom Menschen zu trennen; er fühlte beide als unlösbares Ganzes. „Ich will, daß meine Gestalten etwas Zwingendes, Notwendiges haben, daß sie mit dem Boden verwachsen scheinen“, bekennt er einmal. Das bebaute, bewohnte, weite Land ist sein Stimmungsgebiet. Es ist bei ihm von Licht erfüllt; die Figuren aber setzen sich als dunkle Massen dage-

gen ab. Dadurch erhalten sie etwas Monumentales.

Wesensverwandt mit Millet ist Constantin Meunier, der große Verherrlicher aller, die das Brot der Schmerzen essen. Auch ihn hat das Landleben oft beschäftigt. Schon 1863 malt er gemeinsam mit dem Tiermaler Verwée Trappisten bei der Geldarbeit, 1878 folgt das Bild „Episode aus dem Bauernkriege“, 1891 und 1893 „Der Mäher“, 1893 „Der Sämann“ des Botanischen Gartens in Brüssel, 1895 „Die Ernte“, 1896 „Der Pflüger“ (Bronzestatue), 1900 „Der Mäher“ (Bronze), dann „Die Scholle“ und wieder „Die Ernte“. Die Durchbildung der Körperformen und der Haltung, die Grundlage von Meuniers Kunst, spielt auch bei seinen reifsten Darstellungen bäuerlicher Gestalten die Hauptrolle. Während er in seinen Bergarbeitern ausgemergelte, von der Arbeit verzehrte Gestalten gibt, stellt er in der „Ernte“ Männer und Frauen von wahrhaft klassischem Körperbau hin.

Sein gewaltiges „Denkmal der Arbeit“ dachte er erst mit dem Sämann zu krönen. In der Hauptgruppe, die mehrere Veränderungen durchmachte, werden schließlich der Friede und die Fruchtbarkeit das entscheidende Motiv. Eine kräftige Bäuerin hält ihr Kind an die Brust, der Mann erntet. Die furchtbare Hitze, unter der das französische Bauernvolk zu leiden hat, sollte bei der Ernte zuerst die Grundidee werden; alles sollte stöhnen unter ihr, die Hauptfigur verzweifelt, fast drohend zum brennenden Himmel blicken. Dann mildert er die Fassung und gibt in der Farbenbinderin eine seiner anmutigsten Frauengestalten. Ein Sämann steht heute als Mittelfigur vor dem Denkmal der Arbeit. Fast völlig unbekleidet, ein Athlet mit prachtvoller Muskulatur, wird er zum Symbol. Er ist nicht mehr ein

Sämann schlechthin, sondern jener, der den Samen für eine glücklichere Zukunft der Menschheit ausstreut. —

Auf einem ganz anderen Wege



Der Sämann.
Gemälde nach Millet von B. van Bogaert.



Dorfpolitiker.
Gemälde von W. Leibl.

kommt Wilhelm Leibl zur Bauernmalerei. Auch er ist Städter, der Sohn des feinsinnigen, zarten Kölner Domkapellmeisters. Die Geldarbeit ist ihm fremd; er malt deshalb die Bauern und Bäuerinnen nicht bei der Arbeit, sondern in beschaulicher Ruhe. Wir können Leibls Stamm-
baum nur bis zu den Großeltern verfolgen; die waren Städter. Aber es ist zweifellos, daß das Geschlecht früher tief im Bauerntum verwurzelt war. Die schweigsame Tüchtigkeit des Preußen, der sein Leben lang nur Kölner Dialekt sprach, gewann ihm die Herzen der verschlossenen Bergbauern. Wie eng er innerlich mit dem Bauerntum verzahnt war, zeigt der Stoffsenszer, den er oft in Stunden der Niedergeschlagenheit ausstieß: „Es ist eine Schande, daß ein Mann mit solcher Kraft wie ich eine so feine Arbeit treibt; was könnte ich als Bauer leisten!“ Biographischen Charakter hat sein „Ungleiches Paar“. Es stellt einen älteren Fischer und Leibls einzige Liebe dar — die Wirtsgroß von Schondorf. Sein populärstes Werk sind die „Dorfpolitiker“. Auf sie legte er selbst den größten Wert. Das Bild ist in der Tat eine Arbeitsleistung ersten Ranges. „Noch nie sah ich ihn so arbeiten“, erzählt sein Freund Anton Freiherr von Perfall. „Er sprach kein Wort, seine männlichen Züge waren stets in voller Spannung, die derbe Schmiedef Faust führte mit einer bewundernswerten Zartheit den feinen Pinsel. Er malte nicht eine Figur nach der anderen und komponierte dann; die ganze Gesellschaft mußte von Anfang bis zum Ende in ihrer Stellung bleiben.“ Im Frühjahr 1876 wurde das Bild begonnen; im Dezember wurde es in München ausgestellt. Der Erfolg blieb natürlich aus. „Er verzieh es seinem Vaterlande nie, daß er sich seinen Ruhm in Frankreich holen mußte“, erzählt Perfall. In einem Briefe an die Mutter schreibt er: „Mein Bild stellt fünf Bauern dar, die in einer Bauernstube die

Köpfe zusammenstecken, vermutlich wegen einer Gemeindefache, weil einer ein Stück Papier, welches aussieht wie ein alter Kataster, in der Hand hält. Es sind wirkliche Bauern, weil ich sie alle möglichst treu nach der Natur male, auch die Bauernstube ist eine solche, weil ich das Bild in derselben male; zum Fenster hinaus sieht man noch ein Stück vom Ammersee.“ Das Bild vereinigt die Hauptpersonen des Dorfes. Die Mittellinie teilt die ganze Komposition in zwei Gruppen. In der einen bildet der Vorleser den Mittelpunkt. Sein linker Nachbar hört eifrig zu. Die eine Hand legt er auf den Stock, um damit eine Stütze für das Kinn zu bekommen; mit seinen eigenen Augen will er verfolgen, was da geschrieben steht. Der rechte Nachbar, der Wirt, folgt gleichfalls der Vorlesung, wenn auch nicht mit derselben Teilnahme. Dafür ist drüben einer ganz Ohr. Obwohl er ein sehr pfiffiges Gesicht hat, bedeutet für ihn die geistige Arbeit eine ersichtliche Anstrengung. Er neigt sich dabei stark vor, stützt die Füße mit den Ballen auf den Boden, verschränkt die Hände und dreht, wie das die Bauern oft tun, die Daumen umeinander. Die Sache erscheint ihm von höchster Wichtigkeit. Sein Nachbar ist ebenfalls völlig konzentriert. Mit halb gesenkten Lidern schaut er scharf auf das Papier. Das harte Gesicht ist unbewegt, die Gestalt gerade aufgerichtet, die Hände übereinandergelegt, ruhen fest auf dem Stock. Nicht nur an Vermögen, auch an Klugheit und Erfahrung überragt er alle im Dorfe. Er ist die Hauptperson des Bildes; das zeigt schon sein Plag. Was er nach der Vorlesung sagen wird, das werden alle als das Richtige anerkennen. Eine Unsumme fortwährender scharfer Beobachtungen und mühevoller Studien steckt in dem Bilde.

Alles, was ihm an Talent verliehen war, hat Leibl zusammengerafft in dem Bilde: „Frauen in der Kirche“. Während er noch daran malte, kamen ein paar Bauern herein

und sahen ihm zu. Tief ergriffen falteten sie die Hände, und einer sagte: „Das ist Meisterarbeit.“ Mehr noch als die Deutschen, bei denen sich häßlicher Neid entwickelte, waren die Franzosen überwältigt von so monumentaler Kunst. Als das Bild im Mai 1883 in der Galerie Petit während der Pariser Internationalen Ausstellung gezeigt wurde, schrieb die Gazette des Beaux-Arts: „Das ist nicht mehr Malerei! Der Schrei ist so stark, daß das Gefühl der Bewunderung die Beschauer mit fortreißt.“ Selten hat aber auch ein Meister so hart und fast übermenschlich mit seinem Stoff gerungen. Leibl war mit dem Pfarrer Blauf von Verbling bei Rosenheim befreundet. Dadurch genoß er den seltenen Vorzug, in der Kirche selbst malen zu dürfen. Die Freundschaft des Seelsorgers überwand auch das Mißtrauen der Bevölkerung gegen den Preußen. Drei volle Jahre hat Leibl, auch in der bittersten Kälte, daran gearbeitet. Allerlei Schwierigkeiten drohten, die Arbeit lahmzulegen. Der kunstfinnige Pfarrer starb bald, sein Nachfolger benahm sich gegen Leibl als ausgesprochener Kunstfeind; die Bevölkerung feindete die Modelle an, weil sie ihnen den Verdienst nicht gönnte. Ende Oktober 1881 war das Gemälde vollendet. Trotz peinlicher Geldverlegenheiten nahm Leibl keines der vielen Gebote an. Er meinte, das Bild würde vielleicht noch einmal mit 50000 Gulden bezahlt, und das ist nach zwanzig Jahren auch eingetroffen. Die inneren Schwierigkeiten lagen zunächst darin, drei Frauen, die in gänzlich nüchterner Umgebung sich in der gleichen Situation befinden, so zu charakterisieren, daß jede die Aufmerksamkeit an sich fesselte. Leibl hat dies durch den Gegensatz des Alters erreicht. Mit der Umsicht des großen Meisters werden die Lichtwerte verteilt. Die Behandlung der Haut und der Hände zeigt das minutiöse Eingehen auf die kleinsten Details.

Franz Defregger war nur neun Jahre älter und starb 21 Jahre später als Leibl. Und doch kommt er uns neben dem Kölner antiquiert vor. Während wir heute nach 50 Jahren noch Leibls Bilder mit Ehrfurcht und Genuß betrachten, mußte uns die Bauernmalerei Defreggers wie ein Salon von 1870 an.

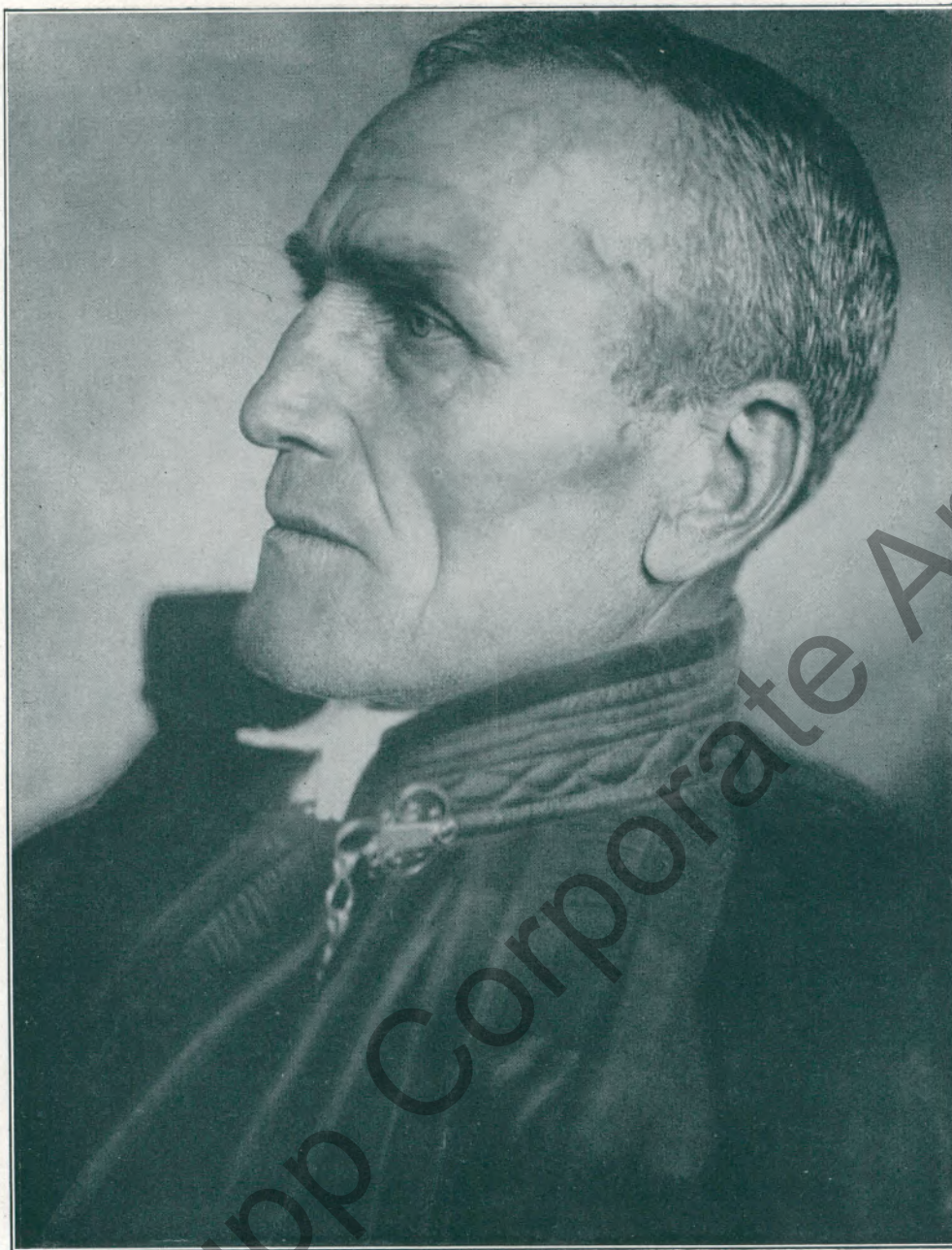
Defreggers Bilder sind Qualitätsleistungen, mit der warmen Heimatliebe des Tirolers gemalt, bodenständige Kunst. Seine Einzelbilder werden immer ihren Wert behalten. In seinen Kompositionen aber stecken so viel ungesunde Theatralik und sentimentales Balgen, daß man heute unangenehm berührt wird. Es war ein Unglück, daß er mit seiner urwüchsigen Kraft in die unwahre Schule Pilotys geriet. Am erfreulichsten wirken seine Historienbilder „Das letzte Aufgebot“ und „Heimkehr der Sieger“.

In der engen Verbundenheit mit der Landschaft zeigt sich Giovanni Segantini (1858—1899) mit Millet verwandt. Wie ein Mystiker vor den Altartisch, so tritt er morgens tief anbetend vor die Natur. „Ich berausche mich an dieser Liebe, die niemals sättigt, neige mich zur Erde und küsse die Grashalme, die Blumen, während hoch oben im Himmelsblau die Vögel trillern. Ich dürste, o Erde, und hingeneigt zu deinen reinsten und ewigsten Quellen trinke ich, trinke von deinem Blute, o Erde, das Blut von meinem Blute ist.“ Ihm war alles heilig, was mit der Natur zusammenhing: die Pflanze, das Tier und der Sämann. In seinen „Zwei Müttern“ klingt das Urverbundene alles Geschaffenen und Schaffenden voll kosmischer Erhabenheit. Wo er Landleute mit ihren Tieren zusammenstellt, zeigt er, daß keiner vor und nach ihm sich mit solcher Liebe in die schlichte Psychologie des Bauern und seiner helfenden Arbeitsgenossen versenkt hat. Sein fein durchgearbeitetes Bild „Das Pflügen“ ist das unerreichbare Vorbild für alle „Pflüger“ der Modernen geworden. Aus der Schar der jüngeren Künstler, welche dem Bauerntum Motive entnommen haben, sei der Schwarzwälder Fritz Böhle herausgegriffen. Auch in seinen Adern floß echtes, eigensinniges Bauernblut. Der Bauer und sein schweres Ross, naturalistisch erfaßt wie in seiner kraftschönen „Abendandacht“, erfüllten seine schauensfrohe Seele mit starkem Interesse. Das Schwarzwaldhaus und seine Bewohner hat Ludwig Thoma (geboren 1839 in dem Schwarzwaldsdorfe Bernau) mit der ihm eigenen Feinheit dargestellt. Sein „Bildnis eines Bauern“ ist der abgeklärteste Bauernkopf, den uns die Kunst erhalten hat.



Das Pflügen.
Gemälde von G. Segantini.

Bauer
aus der
Schwalm.



Lichtbild:
E. Lendvai-Dirksen.

Das deutsche Volksgesicht.

Von Erna Lendvai-Dirksen.

Alles Dasein ist formgewordener Ausdruck für den Funken, der Leben heißt.

Echte Form wächst aus dem Lebendigen, dem Einheitslichen aller Kräfte, unbewußt und unschuldig. Es hat Physiognomie, es ist anschaulich. Es ist Urkunde.

Das Menschengesicht ist der stärkste Brennpunkt alles dessen, was je auf der Erde war und sein wird.

In ihm ist das Tier; oft so deutlich an der Oberfläche, daß es als Adler, Löwe, Fuchs, Eidechse, Fisch erkannt werden kann.

In ihm tritt auch die Pflanze hervor, da, wo die Blutkräfte noch schlummern oder sanfter pulsieren. Es gibt blumenhafte Menschengeschöpfe.

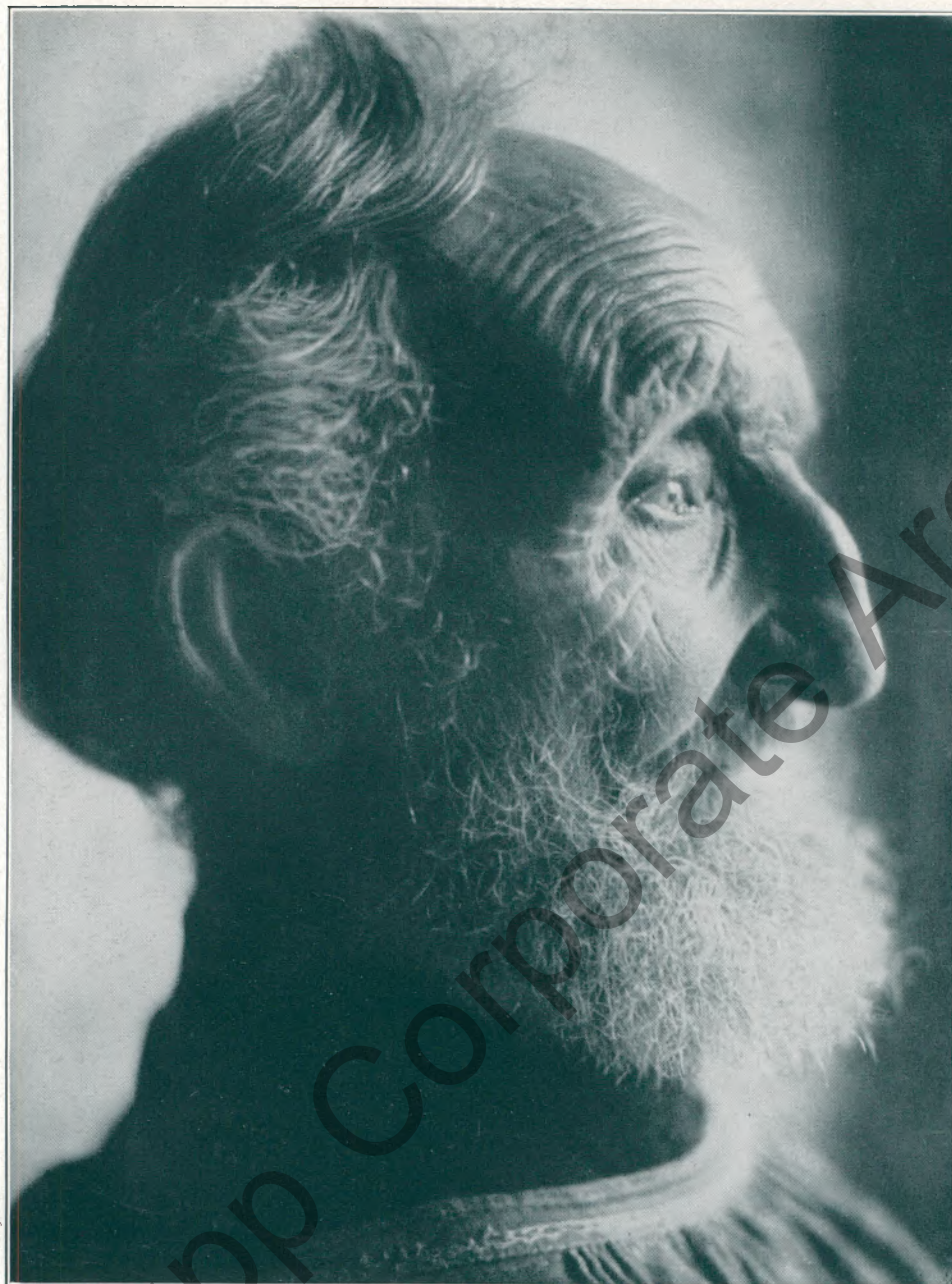
Das Mineralreich wird im Altersgesicht offenbar, das im knappen Sinn des Wortes langsam versteinert, ehe es zurückgenommen wird in den Schoß der Erde.

Im Gesicht des unbewußten, typischen Menschen waltet die Natur, und erst mit dem Erscheinen des Geistigen wird das menschliche Antlitz grundanders. Es fängt an, seine Sicherheit zu verlieren.

Mit dem Bewußtwerden kommt das menschliche Sür-wahr-halten hinein und stört die rein natürlichen Abläufe. Das Geistige will schwer die Bindung mit der Natur eingehen. Ohne Natur aber ist keine echte Gestaltung möglich. Und so kommt es, daß das Gesicht des bewußten Menschen nicht dieselbe überzeugende Kraft hat wie das des natürlich unbewußten.

Kommt dann noch die Willkür durch angelebte, gekünstelte, von außen her aufgesetzte Lebensmanier hinzu, so wird der Ausdruck unecht und wesenlose Maske. Die Natur läßt nicht mit sich handeln, sie straft hart, am unbarmherzigsten da, wo man sie nicht mehr entbehrt.

Bauer
aus
Waldeck.



Lichtbild:
E. Lendvai-Dircksen.

Es ist das Verhängnis des modernen Menschen, besonders des in der Stadt lebenden, daß er mehr von außen her, als von innen heraus gelebt wird. Nicht der Geist ist es, sondern meistens einseitige Intelligenz, die den Hauptplatz in diesem Gesicht einnimmt, umgeben von den wechselnden Eintagsgöttern künstlicher Denk- und Empfindungsmoden. Der Ausdruck ist dezentralisiert, er ist nicht ganz, weil er ohne den Schwerpunkt des Wesenhaften ist. Selten findet man geistige Menschen, in denen das große Wunder der Einheit von Geist und Natur sich vollzogen hätte. Und doch ist es der einzig mögliche Weg, um zu einem höheren Menschentum zu gelangen.

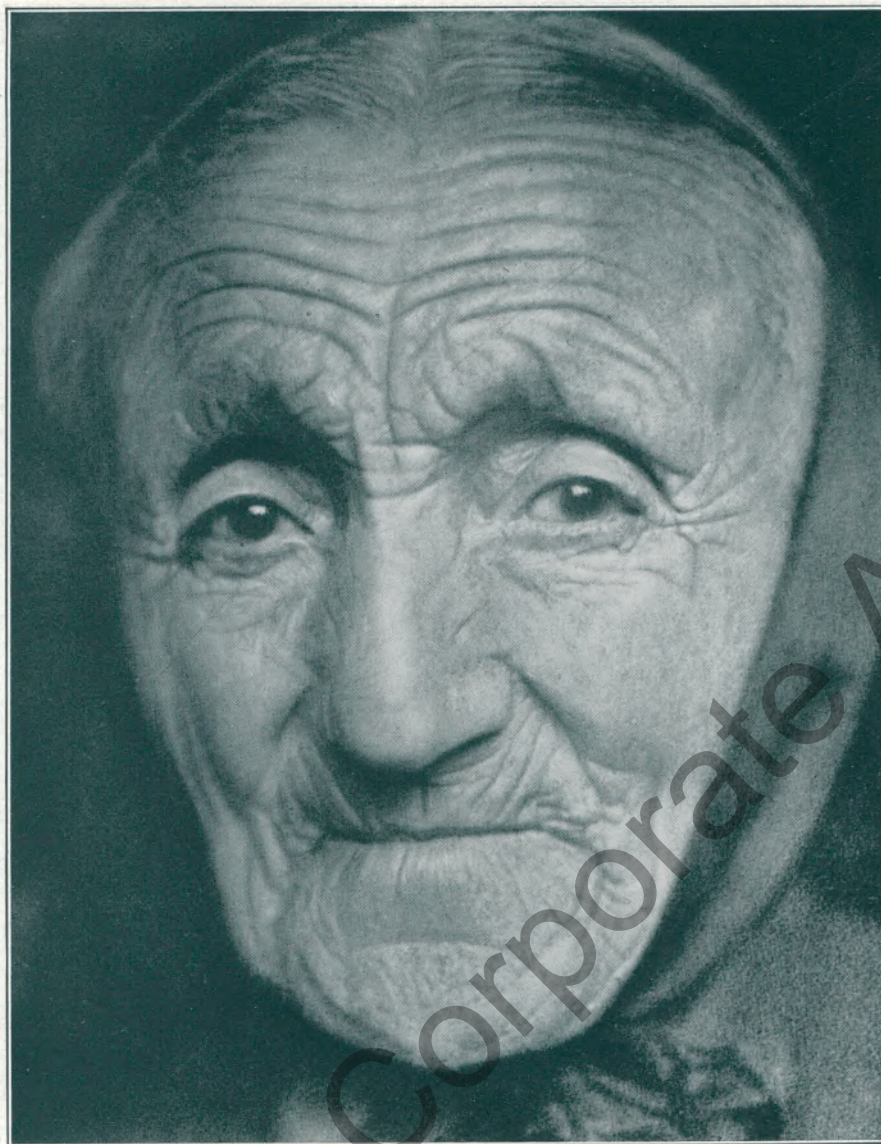
Der städtische Mensch hat den Mutterboden natürlicher Lebensverhältnisse aufgegeben. Sein einzig Beständiges ist der Wechsel äußerer und innerer Eindrücke, der zum Übermaß an Belastung wird. Nichts kann wahrhaft aufgenommen werden, es bleiben nur flüchtige Oberflächenberührungen, die nicht zum Wesensbestandteil kristallisieren können. Das deutlichste Zeichen auf diesem Gesicht ist der Mangel an Zeit. Alle Seelenkräfte, nackt und bloß aus den letzten Reserven gerissen, sind überanstrengt, aufgeregt, und es gibt Bevölkerungs-

schichten, in denen sie zermürbt und erloschen erscheinen. Es ist wie ein Feld, an dem Raubbau getrieben wurde; alle Arbeit, alle Leistung ist die fast immer einseitige Anstrengung bestimmter Kräfte, während alles andere verkümmert. Dem kann auch der Sport nicht abhelfen, der selbst auch mehr oder minder hochgeschraubte Leistung, Rekord, Wettbewerb bedeutet. Es ist, als ob in Steigerung und Übersteigerung der Stadtmensch zu allem käme, nur nicht zu sich selbst. Er weiß alles, was außerhalb dieses Selbst geschieht; und so ist er immer außer sich, nie in sich. Das gilt nicht nur von der arbeitenden Bevölkerung, deren Gemeinschaft die Organisation ist, sondern auch von anderen Schichten, die weniger den tödlich mechanischen Antrieben des städtischen Lebens ausgesetzt sind. Dem ungeheuren Verbrauch an Nervenkräften steht nicht der natürliche Ausgleich entgegen, und das Leben, dem das Natürliche fremd wurde, ist mehr und mehr auf künstliche Impulse angewiesen.

Man könnte wohl sagen: der Stadtmensch hat das tragische Gesicht unserer Zeit. Es ist nicht mehr und noch nicht.

Es ist schwer zu sagen, wo und wie ein gangbarer Weg gefunden werden soll aus der Wirnis einer Zeit, die nun auch

Lichtbild:
E. Lendvai-Dirksen.



Alte Frau
aus dem
Westerwald.

mit ihren Nöten deutlich erkennbar übergreift auf den Menschen, der bisher seine natürlichen Lebensverhältnisse bewahren konnte.

Der Volksmensch, der mit allem, was er ist und besitzt, der Natur nahesteht, hat noch das wahre, bis in den Grund des Wesens echte Gesicht. Er selbst, seine Lebenshaltung hat Physiognomie, die in ganz anderer und tief überzeugender Weise vom Dasein redet. Hier gilt ein Ewiges, das noch nicht bewußt in die Weltaktion trat, um von ihren Wertungen entwertet zu sein.

Wer weiß es, wie lange noch wir ein Volk in diesem Sinne haben. Denn Menschenschicksal ist es, vom Baum der Erkenntnis zu essen und schuldig zu werden.

Unter dem Begriff Volk läuft die verschiedenste Vorstellung, etwa im politischen, philosophischen, ethischen Sinne.

Hier ist einfach an den Gegensatz von Land zu Stadt gedacht worden. Man sagt Landvolk und Stadtbewölkerung, was das Gemeinte trifft.

Volk ist eine einheitliche natürliche Lebensgemeinschaft, mit allen Wurzeln im Boden einer Landschaft verankert. Es ist ein Einmaliges an Wesenheit, die, so einfach organisch sie ist, dennoch einem raschen, oberflächlichen Verstehenwollen nicht zugänglich wird. Das merkt jeder, der versucht hat, über die Sommerfrischen-Zone hinaus sich mit Land und Leuten zu verständigen. Er trifft da auf einen Widerstand, ein Jrgend-etwas, das sich der allgemeinen Verkehrsformel entzieht und

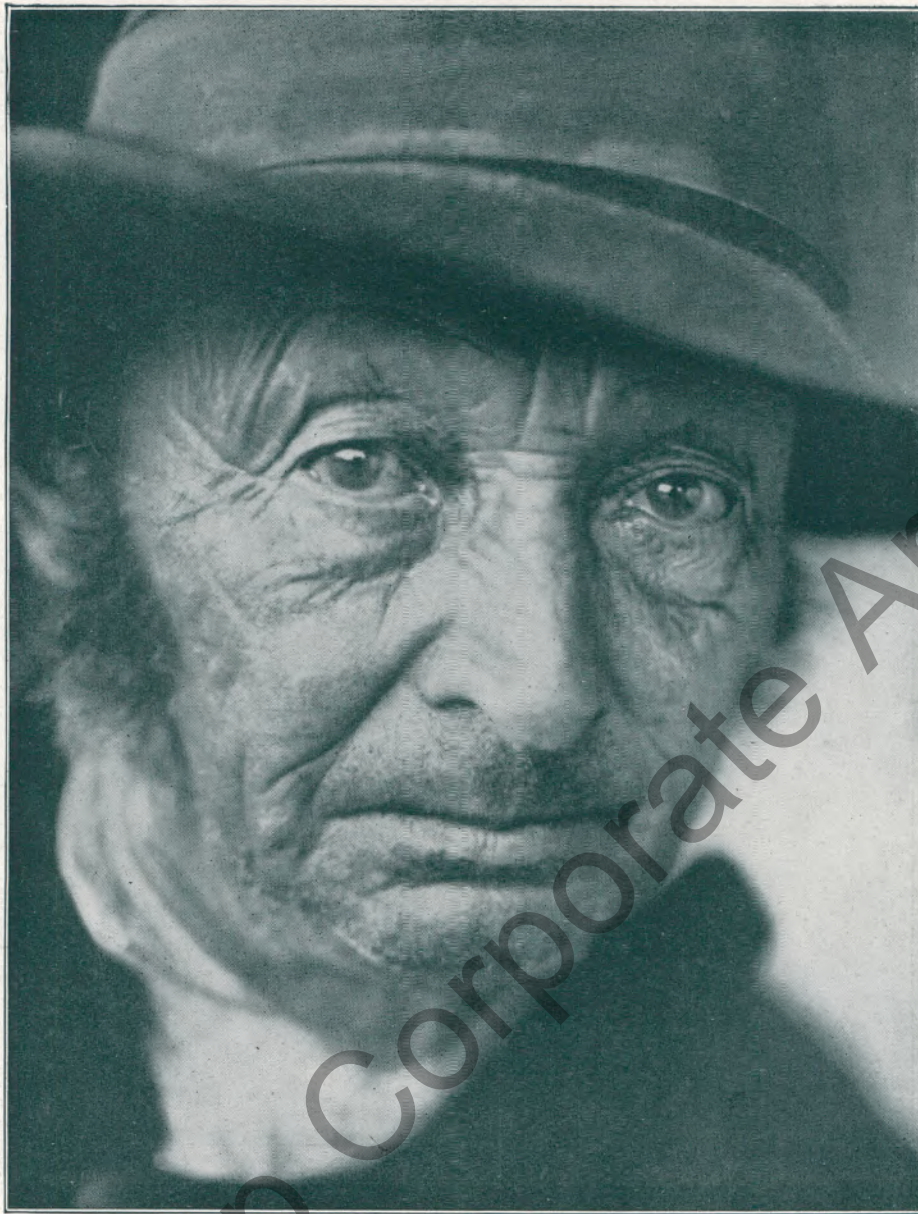
erst langsam seine Zusammenhänge offenbart. Das stark ausgeprägte bäuerliche Mißtrauen gegen alles Fremde ist nur durch Stetigkeit und Einfühlung zu zerstreuen. Und auch dann dauert es geraume Zeit, bis man Bedeutung und Sinn einer Geste, eines Ausdruckes versteht.

Denn es ist wie ein unsichtbares Gesetz, das über einer Gemeinschaft, wie Familie, Dorf, und noch umfassender über dem Ganzen eines Volksstammes schwebt. Wohl ist diese Lebensformel von Haus zu Haus, von Ort zu Ort gradweise verschieden, und doch ist ein Gemeinsames da, das sich in Haltung, Miene, Gebärde, Sprechweise kundgibt und zusammen eine Ausdruckssprache redet, an der Landsleute in der Fremde sich erkennen.

Und jede Landschaft zeitigt eine andere Lebensform mit anderen Menschen, anderen Gebräuchen, anderer Welteinstellung, eigener Art, sich die Häuser zu bauen.

Was aber allen gemeinsam ist und das Volk vom Stadtmenschen grundsätzlich unterscheidet, ist die Heimat auf der Scholle, mit der alle Lebensverhältnisse, alle Liebe, alle Ideale verbunden sind. Hier ist die Welt, hier ist Leben und Wachstum. Der Boden ist wirklich Mutter-Erde.

Mit Gut und Blut in den Kreislauf der Jahreszeit verwoben ist auch der Kreislauf eines Menschenlebens. Die Natur des Landes mit Klima, Boden und allen Gezeiten bestimmen die Arbeit und Leistung der Eingefessenen. Alles ist Lebensbestand, der kein Leerlaufen kennt. Sommer und Winter,



Schwarzwälder
Walдарbeiter.

Lichtbild:
E. Lendvai-Dirkßen.

Tag und Nacht, Hitze und Kälte bestimmen anders als in der Stadt die Arbeitsteilung. Ruhe und Anspannung aller Kräfte stehen im Zeichen der steigenden und fallenden Sonne, so daß der Mensch nach der schweren Arbeit des Sommers Zeiten der Ruhe genießt. Er hat Zeit, nicht daß im unausgesetzten Takt mechanischer Arbeit die Zeit ihn hätte.

Nur in einem natürlichen Maß an Zeit kann ein Leben sich rhythmisch vollenden, eingefügt in die großen kosmischen Kreisläufe.

Rhythmus — ein vielseitig gefaßter Begriff.

Alles Leben ist Rhythmus: Wechsel zwischen Spannung, Anspannung und Ruhe. Rhythmisch ist der Ablauf der Jahreszeiten, ist die Lichtbewegung zwischen Tag und Nacht, ist die Spannung des Lebens zwischen Wachen und Schlafen, zwischen Aktivität und Passivität, ist die Welle zwischen Kopf und Herz. Nur im Wechsel der Pole strömt Leben ein, verbraucht sich, um dann aus der Ruhe neu zu erstehen.

Das Leben des bäuerlichen Menschen steht unter der ungestörten Einwirkung dieses Naturgesetzes und schöpft daraus die großen Kräfte, die er in alltäglicher, meist schwerer körperlicher Arbeit ausgeben kann, und trotzdem ist er unverbraucht. Die Eindrucksfähigkeit der Nerven- und Seelenkräfte ist eine große und breitet über Gesicht und Gestalt die Ruhe, die auf die Umgebung überstrahlt.

Er hat Physiognomie, weil er natürlich ist. Mit der umgekehrten Natur in Einklang steht die Natur seines Leibes. Er und seine Gleichen haben das Gepräge, das aus ihnen herauswuchs, das Gemeinschaftsangelegenheit ist. Und dieses Eigentümliche könnte man Erbgesicht nennen.

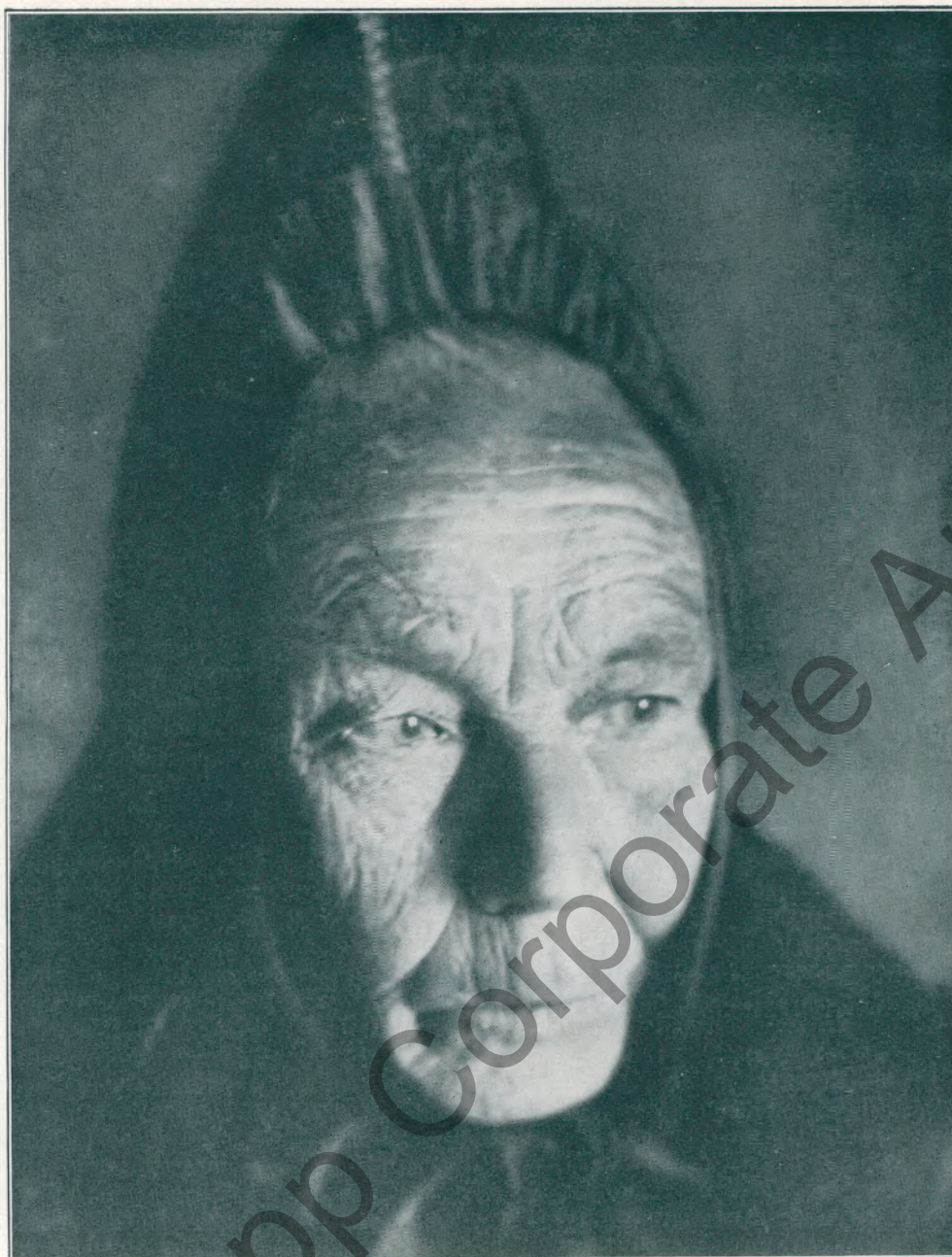
In diese Erscheinungen hinein spielen die Probleme der Rasse, die trotz aller Bemühungen der analysierenden Wissenschaft keine gültige Erklärung gefunden haben. Jedenfalls hat ein Volkstum als Lebensgemeinschaft eigener Formung nichts mit Rasseform zu tun. Schon in derselben Familie können die verschiedensten Gestaltungsprinzipien auftreten, ohne daß das verbindende Lebensgefühl beim einen oder anderen Familienmitglied dadurch unterbrochen wäre. Die Atmosphäre ist das Entscheidende und bedeutet geradezu eine Macht.

Die Lebensatmosphäre eines Volkstammes hat eine zwingende Bannkraft, die nach kurzer Zeit den Fremden entweder eingliedert oder ausstößt. Es gibt nur ein Entweder — Oder.

Sollte es nicht diese Seelenkraft sein, die in ungestörten Zeitepochen naher Gemeinschaft wirkliche erkennbare Formensideale herverbrachte, in die so viel Dauer hineingeliebt wurde, daß man sie heute, in gedrängteren Zeiten, noch als Vorbild erkennt.

Jedenfalls steht ein ganzes Für-wahr-halten, ein Glaube mit allen Fäden des Herzens hinter dieser Bildekraft, die im

Alte Bäuerin
aus dem
Hessenlande.



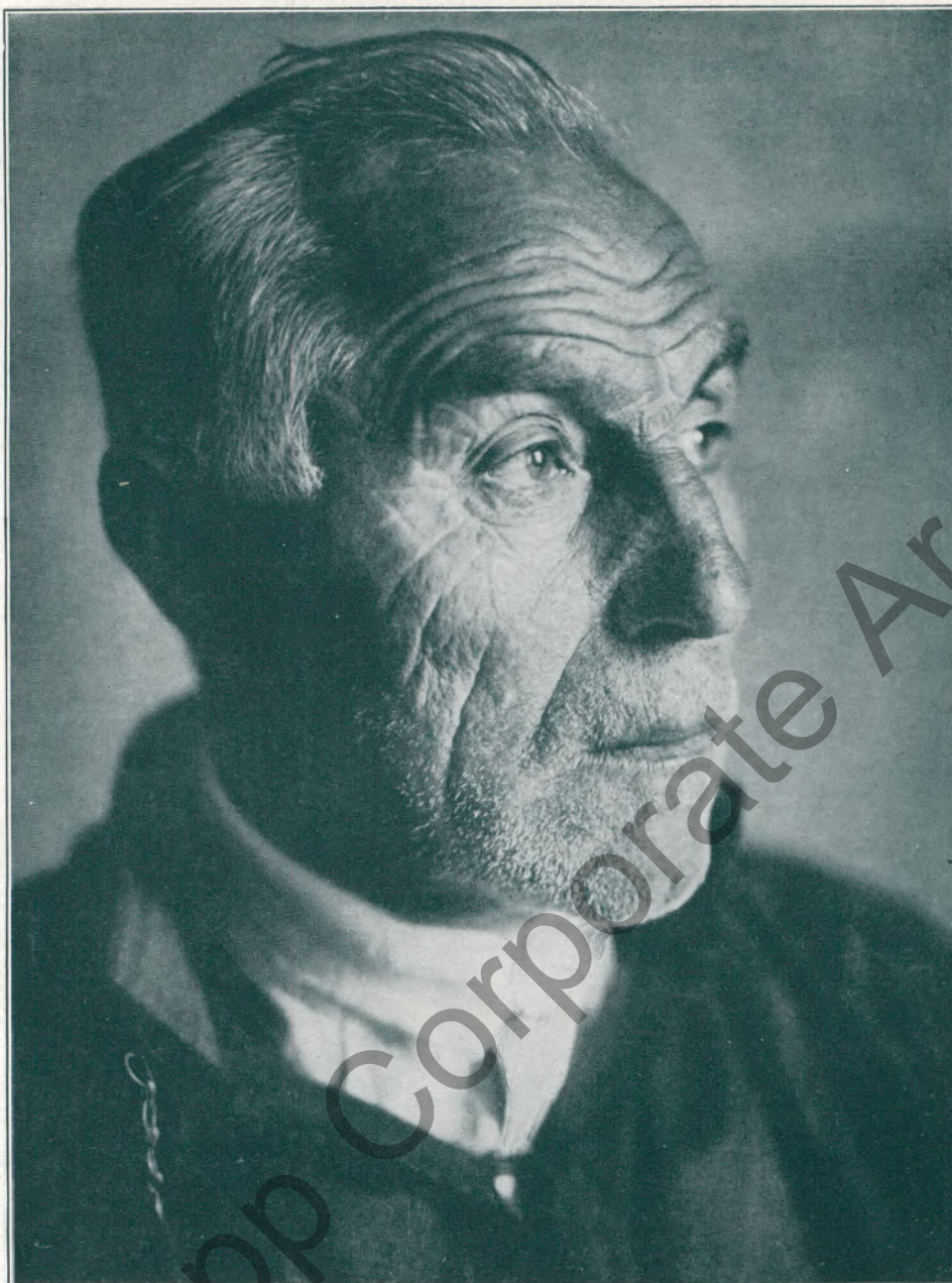
Lichtbild:
E. Lendvai-Dircßen.

Zusammenhang der Gemeinschaft eine schöpferische Kraft ersten Ranges bedeutet und die tatsächlich in manchem alten Bauerngeschlecht, das Jahrhunderte auf seiner Schelle sitzt, eine mächtige Entfaltung gefunden hat. Diese Kultur ist ein Erbgut, das von Vater auf Sohn zu treuen Händen weitergegeben wird. Werden und Vergehen ist überkommenes Wissen, wirkliches Erleben, und der einzelne fühlt sich als Glied der Kette geborgen in der großen Ordnung der Dinge.

Der körperlichen Ganzheit des Bauern entspricht die Haltung. Jedermann ist wohl einmal jäh überrascht worden über eine trefflichere und schlagkräftige Bemerkung eines Mannes, einer Frau vom Lande. Da wird ein Ding beim rechten Namen genannt. Was man gemeinhin Bauernschläue nennt, ist Gefühl für Lage und Person, für den Fremden Takt, um nicht zu sagen Taktik. Man muß einmal diese klugen, harten Augen auf sich gespürt haben, wenn man als Fremder mit einem Anliegen kommt. Der Blick packt förmlich zu und dringt schnell in das Ausschlaggebende ein. Die Antwort heißt ja, ja, oder nein, nein. Oft wird auch eine Maske vorgenommen bei den Vorverhandlungen, um deren Lebendigkeit willen ein Schauspieler neidisch werden könnte.

Das Volksgesicht ist eben immer voller Leben. Es ist mehr Kraft darin, als ausgegeben wird. Es ist ein beredtes Schweigen, es hat Tiefe. Es stellt in jedem Augenblick Lebensgeschichte dar, so sehr es immer auf ein Gegenwärtiges und Reales gerichtet ist. Es geht nicht vom persönlichen Willen, sondern von der Kraft aus. Es wirkt schön, weil es unmittelbar ist. Und diese Schönheit kann sich so verdichten, daß sie zur Erinnerung wird an ein Kunstwerk, in das sie einmal hineingebildet wurde. Bildnisse von Dürer und Holbein sind noch heute in deutschen Volksgesichtern durchaus sichtbar. In diesen Köpfen pflegt sich Wesen und Art des Stammes zu bedeutendem Ausdruck zu erheben.

Wie alles am Volk Physiognomie hat, vielmehr ist, sind auch die äußeren Lebensformen Ausdruck einer Seele, die Landschaftsseele, Genius des Stammes heißen könnte. Die Art, wie Leben sich das Behäufte schafft, wie es Platz, Ordnung, Gefüge an Haus und Hof schafft, ist ein eindrucksvolles Zeugnis. Und der Besitz, der eine große Rolle spielt, hat den Sinn eines Erbgutes, das ein auskömmliches Leben gewährleistet. Die ausgeprägte Sparsamkeit, der man den Geiz nachredet, hat das Maß allen gefunden Lebens in sich, es sei



Schwalmer
Großbauer.

Lichtbild:
G. Lendvai-Dirdfen.

körperlich oder seelisch-geistig. Der Wert des Geldes ist sekundär und wird im Sinne der Sicherung der Unabhängigkeit gebraucht als der einzigen Freiheit von außen her, die es gibt. Verbunden damit ist die Ruhe in sich selbst.

Überall draußen im Land ist ein starkes Gefühl für die Gefahren, die an sich Schicksal sind. Und nicht die Schlechtesten im Volk sind es, die sich hartnäckig und trotzig gegen das Neue, das Fremde wehren. Es wird ein vergeblicher Kampf sein, denn es geht kein Weg um die Probleme der Zivilisation herum.

Unausgesetzt dringt städtisches Leben in die fernsten Winkel des Landes. Unaufhörlich rollt auf allen Straßen der Verkehr. Die Atmosphäre der Stadt mit ihren internationalen Spannungen beunruhigt das Leben des Bauern, das durch neue Wirtschaftsformen, Maschinen, Zölle, Steuern mehr denn je von ihnen abhängt. Das Jungvolk wandert, durch wirtschaftliche Nöte getrieben, in die Industrie, in städtische Betriebe. Und gerade diese Jungen beschleunigen den Wandlungsprozeß, für den es heute mehr böse als gut aussieht. Das ist möglicherweise ein Übergang. Jedenfalls steht das junge

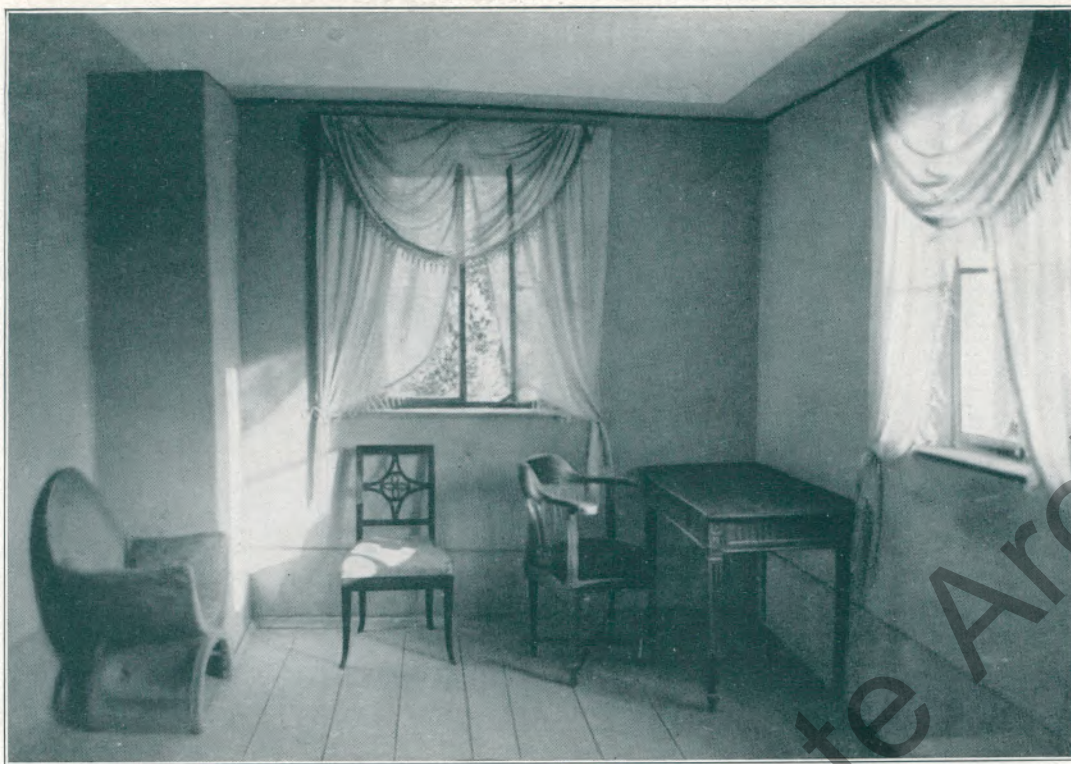
Gefühl, das aus der Stadt neue Impulse aufnahm, seltsam fremd und unorganisch im Rahmen der alten formvollen Lebensverhältnisse. Man tauscht unbedenklich den letzten Rest des schönen alten Hausrates, der Trachten gegen moderne billige Erzeugnisse der Massenindustrie. Ähnlich geht es mit Sitten und Gebräuchen, die überall bröckeln und Platz machen ebenso billigen Schlagworten und falsch verstandener Freiheit. All diesen Besorgnissen um den Verlust einer echten Schönheit steht gegenüber die Einsicht, daß im Volk ungeheure natürliche Kräfte ruhen, die aus sich selbst heraus den Gefahren widerstehen. Hat es doch der Bauer im Gegensatz zum Stadtmenschen leicht, weil seiner Arbeit die Natur Maß und Tempo vorschreibt. Säen und ernten sind ewige Dinge, an deren eherner Gesetzmäßigkeit menschliche Bemühung scheitert. Es sei denn, sie ordnete sich einsichtsvoll unter.

Erst der vollendete Kreislauf eines ganzen Lebens ist seine ganze Summe; und wie ein alter Baum das Eigentümliche seiner Art am deutlichsten zeigt, so auch der alte Mensch, der zum ausgeprägtesten Typus, zur Lebensgeschichte seines Stammes wird.



Werden – Vergehen.

Radierung von Professor Max Schwinbeck.



Goethes Sterbezimmer.

Bild: Kurt Hielscher.

Schülerfahrt nach Weimar.

Von Rudolf Ligfeld, Lehrling der Vereinigte Stahlwerke A.-G., Gruppe Siegerland.

Unsere Weimarfahrt! In der Erinnerung ist sie mir ein fester Begriff, sind jene acht sonnigen Tage zu einem einzigen, großartigen Erleben geworden. Schwer ist es, beinahe unmöglich, jetzt nach zwei Jahren irgendeinen Eindruck oder ein besonderes Erlebnis von der Reise zu schildern, wurden wir doch förmlich bestürmt mit Eindrücken, die sich dem Rückschauenden zu etwas Unzertrennlichem, Einmaligem zusammenschließen. Es war schön! Was besagt das? Alles, dem, der selbst als Schüler Weimar erleben durfte, der selbst bei lodernenden Fackeln mit tausenden von gleichaltrigen Mädels und Jungs vor dem Goethe-Schiller-Denkmal am letzten Abend ein jubelndes „Deutschland, Deutschland über alles!“ singen konnte. Jeden Tag sahen und erlebten wir so ungeheuer viel, zeigte man uns Dinge, von denen jedes einzelne eigentlich die ganze Aufmerksamkeit und Hingabe des ehrfürchtig Schauenden beanspruchte. Da waren die Theateraufführungen, eingeleitet durch den Begrüßungsabend — an dem der alte Herr Willner, begleitet von einem Orchester, uns durch den Vortrag von „Hektors Bestattung“ aus der Ilias erschütterte —, abgeschlossen durch Schillers ergreifende „Maria Stuart“. Da waren die ehrwürdige Herderkirche, das Goethe-Schiller-Archiv, das Wittumspalais und das Residenzschloß mit den großen Filzpantoffeln, in denen man so gut über den Parkettboden rutschte, Schloßchen Tiefurt, der herrliche Park mit Goethes Gartenhaus. Wir durften durch die schlichten Wohnräume Schillers gehen, um dann erschüttert vor seinem Sterbebett zu stehen. Wir sahen die Gemächer des Herrn von Goethe und haben einen Augenblick in seinem Sterbezimmer geweilt. Still sind wir in die Fürstengruft hinabgestiegen, haben die erdrückende Nähe zweier Särge auf uns wirken lassen, die die sterblichen Überreste unsterblicher Geistesheroen umschließen. Eine in kurzer Zeit zusammengepackte Fülle von Eindrücken, die unlösbar zusammengehören! Aber da ist ein kleines, unscheinbares Erlebnis als

etwas Selbständiges in der Erinnerung haften geblieben, das zwar scheinbar nichts mit Weimar selbst zu tun hat, für mich aber eine Art Überleitung bedeutete zu dem, was mir in Weimar bevorstand.

Es war auf der Hinfahrt am Sonntagnachmittag in Erfurt. Uns stand ein dreistündiger Aufenthalt zur Verfügung, den es möglichst nutzbringend zu verwerken galt. Von der Klasse, die der Ansicht war, daß eine bis eineinhalb Stunden in einem Erfurter Café zu einer „rationellen Zeitaufteilung“ gehörte (wir hatten nämlich eine sehr lange Bahnfahrt hinter uns), sonderte ich mich bald ab, da meine Gelder nicht allzu „dick“ waren. Was sollte ich nun anstellen? Zum Dom gehen? Erst am Samstagnachmittag hatte ich einen anderen eingehend besichtigt, und jetzt schon wieder? Meine Lust war nicht allzu groß dazu. Aber halt, irgendwann hatte ich von einem Waisenhaus gehört, das früher Kloster gewesen sei und das man sich mal ansehen könnte. Ich muß gestehn: mehr wußte ich weder von diesem Waisenhaus noch von Erfurt selbst. So machte ich mich denn auf eigene Faust auf die Suche nach meinem ehemaligen Kloster. Nach vielem Hin- und Herfragen — denn die wenigsten von denen, die ich ansprach, hatten überhaupt eine Ahnung von dem, was ich suchte — stand ich schließlich in einer kleinen Gasse vor einer mächtigen, altersgrauen Mauer. An einem großen, verschlossenen Holztor hing ein Klingelzug. Aber ich zögerte, ihn in Bewegung zu setzen. Dies war alles so feierlich, so ehrfurchtgebietend. Ich, der ich in dem Schatten der über die Mauer hinweg ragenden Linden stehe, bin das einzige Lebewesen weit und breit außer einem kleinen Kästchen, das sich in der Sonnenglut behaglich auf dem holprigen Pflaster dehnt. In der Brüllhitze eine lastende, erdrückende Stille, fernab hört man ein leises Summen — Großstadtverkehr —, das hinter diesen Mauern, hinter denen auch erfrischende Kühle zu winken scheint, wohl nicht mehr zu hören sein wird.

Ich drücke auf die schwere Klinke, aber das Tor bleibt verschlossen. Ich lasse sie fahren, und mit einem knackenden Geräusch, das irgendwo ein hohles, unerwartetes Echo auslöst, schnappt sie zurück. Wieder zögere ich, den Klingelzug zu ziehen. Aber dann zerreißt plötzlich eine schrille Dissonanz diese ruhige Harmonie eines Sonntagsfriedens. Ein dumpfes Echo scheint die Feierlichkeit wiederherstellen zu wollen. Ruhe wieder — Totenstille. Das Kästchen, erschreckt durch den plötzlichen Lärm, hat sich geflüchtet. Dann Schritte, eiliges Trappen, Schlüssel klirren; ein Schloß knackt, und knarrend wird das Tor aufgezo-gen. Vor mir steht ein kleines Mädchen, das mit Mühe nur an den Türdrücker reicht und mich nun freundlich knicksend empfängt. Aber im Umsehen ist es wieder verschwunden, und ich stehe allein in einem fast quadratischen Hof, der auf drei Seiten von Gebäuden umrahmt wird. In der sonnenbeschienenen Mitte steht ein Brunnen und rechts und links von mir alte, hohe Linden. Wandelgänge und Veranden laufen an den Fassaden der Gebäude entlang. Mehrere offene Türen, die mir dunkel entgegengähnen, deuten geheimnisvolle Tiefen an. Das Ganze ist ein versonnenes Stück Mittelalter, das von einer anscheinend ruhigeren, traulicheren Zeit erzählt. Den unbewachten Augenblick ausnützend, ziehe ich schnell den Photoapparat, um im Bilde wenigstens ein Stück dieses lieblichen Anblicks festzuhalten. Da höre ich Schritte, hastig knipse ich und klappe meinen Apparat wieder zusammen. Ernst und ruhig tritt ein Fräulein auf mich zu, das, ohne nach meinem Begehr zu fragen, mich mit einer würdevollen Stimme auffordert, ihm zu folgen. Wie seltsam es doch hier in diese Umgebung paßt! Das volle Blondhaar in schlichtem Nackenknoten zusammengefaßt, der gemessene Gang, ein bescheidenes und doch so bestimmtes Selbstbewußtsein, das aus seinen klaren Zügen spricht, das alles ist der Urtyp eines Nordmenschen, eines reinen, durch keine Mischung getrübbten Germanentums.

„Wollen Sie bitte die Stiefel säubern!“ Nichts verändert dieses Gesicht, immer dieselbe Würde, die jetzt unwillkürlich auf mich übergreift. „— — — ziehe die Schuhe aus, denn du betriffst heiligen Boden!“ schien eine Stimme zu mir gesagt zu haben.

Wir gehen durch einen weiß getünchten, breiten Korridor, der in seiner einfachen Freundlichkeit so ganz zu meiner Führerin paßt. Vor einer alten, wuchtigen Tür bleiben wir stehen. „Wir gehen jetzt in das Lutherzimmer!“ Rühle schlägt mir entgegen, eine Schwelle, und ich stehe in einem kleinen, engen Raum. Was hat sie gesagt? Lutherzimmer? Luther — in Erfurt? — Kloster? Und nun, nun weiß ich, wo ich bin. Plötzlich geht mir's auf, kaum wage ich's auszu-denken: „— — — von Gewissensängsten getrieben, durch den plötzlichen Tod eines Freundes auf das tiefste erschüttert, durch einen neben ihm niederzuckenden Blitz an die ewigen Dinge gemahnt, trat er im Jahre 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt ein.“ Verstoßen, fast verschämt sehe ich mich nach meiner Führerin um. Bescheiden steht sie in einem Winkel, aber zwei große blaue Augen sehen mich an, stumm und doch so beredt: „Empfinde, wenn du kannst, die Heiligkeit dieses Ortes!“ Also hier, zwischen diesen vier nackten Mauern hat ein Mensch gerungen! Hier, hier in dieser dürftigen, kalten Zelle ist eine Kämpfernatur entstanden, die eine Bewegung hat auslösen dürfen, wie es eine größere, gewaltigere, eingreifendere und nachhaltigere nicht wieder gegeben hat. Durch dieses kleine Fenster hat ein blasser, abgehärmter Mann in den lachenden, Freiheit strahlenden Frühling geblickt, hat hilfselebend nach den erbarmungslos, kalt leuchtenden Sternen gestarrt, die ihm keinen Trost geben konnten. Dort, in der Ecke die Gitarre mochte er wohl, wenn alles schlief, leise angeschlagen haben, damit ihre Klänge sein wogendes Innere besänftigten. Da, ein dickes, uraltes Buch! „— — — bis ihn der Generalvikar des Ordens, Johann Staupitz, durch seinen Zuspruch stärkte

und ihn auf das Studium des Evangeliums verwies!“ Die Heilige Schrift! In ihr hat er wohl, auf der rohen Holzbank sitzend, bei flackerndem Kerzenlicht mit siebrig glänzenden Augen — endlich wieder hoffend — nach Wahrheit gesucht, bis sein müder Kopf auf die unbearbeitete Tischplatte fiel. Heiliger Boden, und doch, erscheint die Zelle nicht auf einmal viel zu eng, als daß man sich die so gewaltige Persönlichkeit eines Doktor Martin Luther hineindenken könnte?

Wir sind wieder auf dem Flur. Ein alter Kreuzgang, der, wie sie mir erzählt, zur Klosterkirche führt. Vor einem tür-großen Loch zur Rechten bleiben wir stehen. Ich sehe in einen großen, kahlen Raum. Nackte Steinfliesen, abgenutzt und ausgetreten durch die Zeit, bedecken den unebenen Fußboden. Von den Wänden bröckelt Mörtel ab. Eine unheimlich öde Halle, deren schattendunkle Winkel von irgend etwas zu erzählen scheinen. Fragend sehe ich meine Begleiterin an. „Der Raum, in dem sich die Büßenden kasteiten“, antwortet sie in scheuem Flüsterton. Wie finster sieht jetzt plötzlich dieses Stück Mittelalter aus, wenn nicht mehr Sonne seine Züge mildert. Meint man nicht dort in den Ecken noch blutüberströmte, knochendürre Leiber kauern zu sehen, deren Seufzer und leise Schmerzensschreie noch nicht verhallt sind und als verzweifelte Anklagen noch in der Grabesluft dieses Raumes liegen? „— — — und unterzog sich mit der größten Selbstverleugnung mönchischen Pflichten, kasteite sich hart, daß er oft blutüberströmte kraftlos liegen blieb — — — um einen gnädigen Gott zu erlösen.“ Welch frevles Spiel hat man ungestrast im Namen jenes schlichten Nazareners Jahrhunderte hindurch mit der deutschen Volksseele treiben dürfen!

Stumm gehen wir weiter; schauerlich bricht sich der dumpfe Widerhall unserer Schritte an dem Gemäuer der leeren Halle. Jetzt gelangen wir wieder ins Freie und stehen auf einem schattigen, fühlen, mit Lebensbäumen bewachsenen Plätzchen. Ein schmaler, mit mächtigen Steinfliesen ausgelegter Weg führt zur Klosterkirche. Zwischen umgesunkenen, von Moos und Fleu überwucherten Grabsteinen — ein schlafender Klosterfriedhof — windet sich unser Pfad zur Kirchentür.

Wir treten ein. Es ist ein wunderschöner, hoher, sonnen-durchfluteter Raum. In meiner Führerin scheint eine Wandlung vor sich gegangen zu sein. Sie beginnt jetzt zu erzählen und mich auf dieses und jenes hinzuweisen. Sie zeigt mir das angeblich älteste Kirchenfenster Mitteldeutschlands, das in den wundervollsten Farbentönen gehalten ist, ferner Grabplatten von Äbten und Bischöfen. Nun führt sie mich zur Kanzel hin, von der herab Luthers Donnerworte andächtig Lauschende mit sich gerissen haben. Von dieser selben Kanzel hat, wie meine Führerin mir sagt, Bismarck seine erste große politische Rede gehalten: auf dem Reichstag zu Erfurt im Jahre 1850. Ist es nicht seltsam, daß derselbe Ort der Schauplatz des ersten Wirkens der beiden großen Schöpfer der deutschen Einheit war, des Begründers der Nord und Süd verbindenden deutschen Schriftsprache und, Jahrhunderte später, des politischen Sammlers aller schon geistig zusammengehörenden deutschen Lande? Doch noch auf etwas Eigenartigeres werde ich aufmerksam gemacht: auf eine mächtige Grabplatte gleich vor dem Altar, auf welcher Luther, an ein Holzkreuz gebunden, mehrere Tage und Nächte hindurch wachend und hungernd gelegen habe, bevor er sein Kloster-gelübde ablegte. Unter der Grabplatte aber liegen die Gebeine des Mannes, der hundert Jahre vor Luther veranlaßt hat, daß dessen großer Vorgänger, Johann Hus, sein Kämpfertum auf dem Scheiterhaufen beenden mußte. Tragischer Zufall oder bittere Selbstironie des Lebens?

Unsere Besichtigung war zu Ende. Wie ich wieder auf die Straße gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich, aus tiefen Gedanken erwachend, mich wiederfand, als das Holztor hinter mir zuschlug.



Nach einer Zeichnung von Max Ringer.

Max Reger auf dem Totenbett.

Aus: Elsa Reger: „Mein Leben mit und für Max Reger“
(Verlag Köhler & Amelang, Leipzig).

Elsa Reger, die Lebensgefährtin eines deutschen Musikers.

Von Studentat Dr. Paul Bülow.

„Ich bin sehr viel um Frau Reger, und ich kann nur sagen, ich bewundere und verehere die Frau restlos: hingebungsvoll und tatkräftig in ihrem Wirken für ihres Mannes großes Werk, verstehend und liebend für ihre Umwelt, gerecht und edel im höchsten Sinne, mit kurzen Worten: sie ist die ‚große‘ Frau des ‚großen‘ Mannes.“
Gabriele von Lodtner.

Es liegt eine begnadete Segnung über dem Frauenleben der Gattin Max Regers, das jetzt vor drei Jahrzehnten Wegrichtung und Strebenziel offenbart bekam und dann über des Lebens Gipfelhöhen und auch durch des Daseins Talgründe tapfer zu schreiten wußte. Von der Schneewinkler Idylle einer glückfroh genossenen Verlobungszeit bis zur tragisch überschatteten Abschiedsstunde in jenem Leipziger Hotelzimmer reicht Elsa Regers Schicksalsverbundenheit und Kampfkameradschaft mit einem der menschlich wie künstlerisch reichsten deutschen Musikergestalten. Im Geleitwort ihres bedeutsamen biographischen Werkes „Mein Leben mit und für Max Reger“ (Leipzig 1930) hat diese Frau ihrer tiefen Dankbarkeit für das Glück Ausdruck verliehen, Kampfsgefährtin eines Max Reger gewesen zu sein. Drei Jahrzehnte schicksalvollen Erlebens umspannt die Sendung dieses Frauentums an der Seite eines von rastlosem Arbeitsdrange erfüllten Musikers, und immer wieder ist jenes gehaltvolle Erinnerungsbuch an einen Großen deutscher Musik überschimmert von der Leuchtkraft des Dankes und der Liebe.

Am 25. Oktober 1870 wird Elsa von Bagensti als viertes Kind einer in ihrer Ahnenreihe nach Polen weisenden, alt-eingefessenen Offiziersfamilie in Kolberg an der Ostsee ge-

boren. Das Kind erhält seinen Rufnamen auf Wunsch der für Wagner begeisterten Großmutter nach der Elsa im „Lohengrin“. Aus dem in behaglicher Breite sich ergebenden Bericht der Lebenserinnerungen erfahren wir ausführliche Einzelheiten dieses Familienkreises. Dem Kinde spendet er jedoch nicht das ungetrübte Glück eines harmonischen Elternhauses. Nach Trennung der Eltern verweilt Elsa Reger während ihrer Jungmädchenjahre bei der heißgeliebten Mutter, beginnt in Wiesbaden Gesangstudien, verlobt sich mit siebzehn Jahren, um dann als junge Offiziersfrau in die Provinz Posen verschlagen zu werden. Während der Manöverzeit flieht sie die unwirtliche Kleinstadt des fernen Ostens und weilt stets zu Besuch bei ihrer Mutter in Wiesbaden. Hier werden dann die Gesangstudien mit fleißigem Eifer weiterbetrieben. In dem Augenblick, als ihre Pflegechwester Berthel auf Empfehlung eines nahen Verwandten Klavierunterricht bei Max Reger erhält, bedeutet die erste Begegnung der jungen Offiziersgattin als auch dem jungen Musiker eine entscheidungsvolle Schicksalsfügung: „Ganz lebendig steht mir das Bild vor Augen, wie ich Reger damals zum erstenmal sah. Als ich in das Zimmer eintrat, erhob sich ein junger, sehr schlanker, blasser Mensch von seinem Sitz am Flügel und verbeugte sich links. Er frug mich sofort, ohne jede Einleitung, ob ich mit ihm musizieren wollte. Ich bejahte, und er sagte, was ich singen wollte; ich antwortete: „Wenn Sie wollen — Brahms.“ Ein schneller Seitenblick, dessen Bedeutung ich damals noch nicht ahnte, streifte mich. Ich kannte seine heiße Liebe zu

Brahms ja noch nicht, war aber in Brahms' hehrer Liedkunst gut bekannt. . . von Woche zu Woche wurde es ein immer schöneres Musizieren. Regers Begleitung war zauberhaft, sie löste jede Empfindung der Seele. Da meine Stimme keine Ermüdung kannte, musizierten wir stundenlang miteinander. . . Am Flügel verlor er seine damalige Unbeholfenheit, er war dann der König, der alles, was seinem Reiche nahte, beherrschte." Reger äußerte später seiner Frau gegenüber über dieses erste Zusammentreffen im Musikzimmer, daß ihm damals sofort das Bewußtsein gekommen sei: „Dort steht mein Schicksal!“ Trauliche Erinnerungen und einige erheiternde Episoden knüpfen sich an diese gemeinsame Hausmusik der beiden schicksalsverbundenen Menschen. Im Jahre 1898 kehrt Frau Elsa für immer ins Haus der Mutter nach Wiesbaden zurück. Reger liegt inzwischen erkrankt in seinem Elternhaus zu Weiden. Als der Künstler dann aber im Mai 1899 zu Besuch in Schneewinkl eintrifft, sieht dieses herrliche Fleckchen Erde zwischen Berchtesgaden und Königssee ein heißes Verben um eine tiefere Reigung der Freundin, die aber unter dem Eindruck der tragischen Erlebnisse in ihrer Ehe solchen Wünschen mit einer Reise nach Rom entflieht, sogar den Briefwechsel abbricht und nur aus der Ferne das Schaffen und die Anerkennung der Werke Max Regers verfolgt. Nach zweieinhalbjähriger Trennung ist es dann jener Münchener Liederabend vom April 1902, der schicksalsbestimmend ins Leben dieser beiden Menschen eingreift: „Als er aufs Podium trat, hatte er mich sofort im Saal gesehen, und in ihm ward der Gedanke geboren, nun nicht zu ruhen, bis er meinen Widerstand überwunden und ich ihm mein Jawort gegeben hätte. So sehr mich seine Musik schon früher fesselte, so staunte ich bewundernd, wieviel mächtiger der Flügelschlag dieses jungen Adlers geworden, seitdem ich seine ersten Werke gehört hatte; aber trotz allem, ich konnte mir eine gemeinsame Zukunft mit ihm nicht denken. Ich war nicht mehr jung genug, um nicht zu fühlen, welche große Verantwortung, welche Mission das sein würde, und ich fühlte die Kraft nicht in mir.“ Erst der Zauber des „Parsifal“-Erlebnisses in Bayreuth wandelte diese Bedenken: „In der Karfreitagszene stieg mir die Erkenntnis auf, daß es etwas Erhebendes sein mußte, eines großen Musikers Frau zu werden.“ Im August dieses Jahres durchstreifen dann beide als Verlobte Schneewinkels berückende Umgebung. Wundervolle Briefzeugnisse spiegeln das reine Glück dieser Brautzeit wider.

So beginnt nun seit der am 25. Oktober 1902 vollzogenen Vermählung im Heim der Münchener Wörthstraße die gemeinsame Pilgerfahrt durchs Leben. Das Pflichtgebot strengster Arbeit steht über dieser ersten schwer und dornenwoll dahineilenden Zeit. „Die Woche gehörte ganz der Arbeit, nur Sonntags, da flogen wir aus.“ Sechs Jahre später heißt es einmal in einem Briefe des Meisters an die Gattin: „Nur eines mußt Du mir in Zukunft erlauben: daß ich mehr arbeiten darf als bisher! Denn sieh: ich hab' — ohne je arrogant zu sein — doch die heilige Verpflichtung, zu schaffen, den frostbedürftigen Herzen mit dem, was ich kann, Trost und Hülfe zu spenden. Sieh, Liebling, diese Verpflichtung ist so groß, so unendlich groß, daß ich jede Rücksicht auf mich selbst schwinden lassen muß; deshalb: ich muß mehr schaffen als bisher! Entsetze Dich nicht, wenn ich Dir das soeben geschrieben habe — aber es ist so!“ Im wirbelnden Tempo werden die Fülle der Konzertverpflichtungen und der eigene Schaffensdrang gemeistert. Elsa von Hase-Roehler urteilt über die Bedeutung dieses Münchener Anfangsakkordes aus der Lebenssymphonie des Regerschen Ehepaares in folgenden Worten: „So hatte ein einsames Menschenkind einen treuen Lebensgefährten, zugleich aber auch den besten Kameraden gefunden, dessen Reger dringend bedurfte; Elsa Reger war es gegeben, allzu große Schroffheiten Regers im Verkehr mit andern zu mildern und ihm daheim die Ruhe zu geben, deren er zu seinem Schaffen

benötigte. Es waren zuerst keine leichten Jahre, eine mehrjährige Tätigkeit ohne Beruf, nur auf die immerhin doch noch spärlichen Einnahmen seiner Werke hin, auf Stunden als Privatlehrer und vereinzelte schriftliche Arbeiten angewiesen.“ Des Meisters menschlich so erwärmende, immer treuebsorgte Grüße von den Konzertreisen sind ein ergreifendes Zeugnis für die ideale Lebensgemeinschaft dieser beiden auf rauhem Pfad erprobten Menschen. Wie bekennet doch Frau Reger am 17. Februar 1908 an den ihnen in treuester Freundschaft verbundenen Karl Straube: „Mein Leben ist an der Seite dieses edlen guten Menschen ein selten schönes.“ Freunde und namhafte Persönlichkeiten der Kunstwelt sammeln sich um das Regersche Paar, das sich die Pflegekinder Christa und Lotti ins Haus nimmt. Immer kühner strebt dieses an Ehrungen reiche, unermüdliche Künstlerdasein zum ruhmumsomnten Gipfel, aber auch ängstigende Schatten fehlen nicht; aus schwerer Krankheitszeit der Gattin hören wir dies als ihr Bekenntnis: „Seine liebe Hülfe hüllte mich wie in weiche Wellen ein, und immer fühlte und sah ich: Du bist ihm nötig zu seinem Leben, er erwartet von Dir, daß Du weiter an seiner Seite bleibst und sein Leben mit ihm trägst und es ihm durch Liebe und Verstehen verschönst. Das gab mir den eisernen Willen früherer Zeiten zurück, und so wollte ich wieder leben, als die Pein der ersten Zeit hinter mir lag.“ Um so mehr, da quälende Gewißheit die Gattin miterahnen ließ, daß Reger selbst für sein Dasein das untrügliche Gefühl einer karg bemessenen Lebensspanne mahnend empfand.

Von München über Leipzig nach Meiningen und Jena — das sind die bekanntesten Lebensstationen in Regers Musikerlaufbahn. In den sonnenhellen Meiningen Jahren empfindet die Gattin die Erfüllung kühnster Träume: „Mein glühendster Ehrgeiz war erfüllt; ich sah Reger vor ‚seiner‘ Kapelle stehen . . . kein Konzert begann, ohne daß nicht sein Blick in die Infantenloge flog . . . das war ein stilles Grüßen von Herz zu Herz und gab der Stunde die wahre Weihe. So habe ich jedes Konzert unter Regers Leitung genossen als ein wunderbares Geschenk, und von allen diesen Schätzen in meinem Innern lebe ich, seitdem er mich allein gelassen hat. Wollte das Leben mir zu schwer erscheinen, brach es Enttäuschungen schmerzlichster Art, dann stieg meine Seele in den tiefen Schacht meines Herzens und holte sich Trost und Kraft an seinen heiligen Erinnerungen.“ In das künstlerisch und menschlich hohe Erleben der Meiningen Epoche bricht die unwalzende Erschütterung der Weltkriegsjahre, die zum Abschied nach Jena zwingt. Das bis zu diesem Daseinsabschnitt gemeinsam Erlebte klingt durch diese Briefworte Elsa Regers: „Zum Ausreifen eines Menschen, zum Leben und zur Kunst gehören Tränen und Leid. Glauben Sie denn, so lebensfrisch, lustig, ja überschäumend, wie ich als junger Mensch war, hätte ich eines Regers Leben leben können? Nur durch Leid habe ich, und das auch nur nach und nach, einsehen gelernt, daß in einer rechten Ehe das Aufgehen im andern notwendig ist.“ Aus den Weltkriegsjahren teilt Frau Reger ein erschütterndes Bekenntnis ihres Mannes mit: „In seiner letzten Lebenszeit hat Reger soviel gesprochen, was uns Hörende erschreckte, denn es klang stets wie Vorausagung; und wie hat sich alles erfüllt! Als wir eines Tages über Lug und Trug sprachen, sagte ich ganz verzweifelt, es müsse doch nun endlich besser werden und die Menschen Vernunft annehmen. — Ach, Frau, die Menschheit wird noch weit schlechter werden, ehe sie zur Besinnung kommt und umkehrt von dem falschen Wege. Ich bin überzeugt, daß nach vielen, vielen Jahren Ärzte herausfinden werden, daß jetzt ein Infimibazillus unter der Menschheit ausgebrochen ist; denn nur so ist ihr entsetzliches Treiben zu erklären.“ Wie treffen diese Worte angesichts des brodelnden Chaos dieser Tage unser Ohr! An dieser Stelle möge aber auch jener Worte gedacht werden, die Frau Reger für das Deutschtum in der Künstlerschaft ihres Mannes fand: „Die Kunst,

sagt man, sei international. In dem Sinn, daß wahre, echte Kunst auf jedem Gebiete auch andere Nationen, Völker fremder Erdeile erfreuen, erbauen, erschüttern kann, ist das sicher wahr. Im tiefsten Innern aber ist die Kunst des Schaffenden doch stets ein Stück Heimatschöpfung. Er arbeitet das Schöne, das ihm sein Land, die Liebe in und zu ihm gibt, um; was er in sich aufnahm, durch Auge und Ohr, das verarbeitet er in seiner Weise zu Neuem, Großem, ja Unsterblichem. Geht auch diese seine Kunst über Länder und Meere, trägt sie in sich doch die Kultur seines Heimatlandes. So wenigstens empfinde ich, so hat alle Kunst zu mir gesprochen.“

Hört man die Werke Max Regers mit Hingabe, so weiß man, da spricht ein Deutscher. Mit den schwersten, tiefsten Problemen ringt der Mann, alles Leid und alle Tiefendurchkämpfend, bis sich siegreich und jubelnd, triumphierend die befreite Seele in himmlische Höhen erhebt. Lind und träumerisch umschmeicheln uns Liebeslieder, fremd sind Reger die Töne aufpeitschender Sinnlichkeit, keusch und innig singt die Mutter ihr Kind in den Schlaf; kinderfroh und neckisch erschallen die schlichten Weisen. In der „romantischen Suite“ erleben wir den ganzen Zauber einer Mondnacht, die ganze erschütternde Gewalt eines Sonnenaufgangs im deutschen Walde. Alle großen, guten, edlen, zarten, sinnigen Eigenschaften des Deutschturns klingen in Regers Musik, man muß nur mit liebevollem, reinem deutschem Herz und Sinn hören, was er uns, gerade uns zu sagen hat. Wieviele von uns verlernten aber die Liebe zum reindeutschen Klang und Wesen. „Überschätzen wir das Ausland und unterschätzen wir unser Deutschland nicht!“ — wie oft hat mein Mann das vor dem Kriege gepredigt. Als dann der Weltbrand entzündet war, warnte er vor dem Gegenteil. Reger war deutsch bis ins innerste Mark seines Wesens und Denkens. Wahrhaftig bis zur Schroffheit, abhold jeder Schmeichelei, treu und zuverlässig, opferfreudig und freigebig, rein und kindlich und dabei ein ganzer Mann, sich seines Wollens und Könnens voll bewußt. Sein ganzes Wesen war getragen von einer tiefen Religiosität und überströmenden Güte. Unedlen Handlungen gegenüber geriet er in grimmigen Zorn, und dann war sein Urteil schonungslos.“

Die schwerste Prüfung dieses tapferen Frauenlebens aber ist die Stunde, als Frau Reger an einem Maientage des Jahres 1916 im Zimmer eines Leipziger Hotels vor dem Totenbett ihres Mannes niedersinkt: „So saß ich Stunde für Stunde neben meinem Mann und konnte das furchtbare Herzeleid nicht fassen. Es war, als lächle er, und dann meinte ich, er müsse wieder erwachen; doch je mehr der Morgen dämmerte, desto gewaltiger wurde die Stürn. Das Lächeln

war verwischt, ein Heros, der ausgerungen, zufrieden mit seinem Los, lag vor mir. Zum letztenmal ruhte mein Auge auf meinem Mann, als Max Ringer erschüttert vor ihm stand; ihm zitterten die Hände, als er ein Bild von ihm zeichnete.“ So beginnt nun für die Wittve ein einsamer Weg in stummer Not, „der Weg nach Sonnenuntergang“. Aber „das Leben schreitet fort auch über das bitterste Herzeleid, es verlangt, daß man mit ihm ringt, sein Kreuz auf sich nimmt. Auch ich mußte mich beugen und lernen, meinen Weg allein zu gehen und das Leben zu meistern.“

Tätig für das Werk des Gatten — so lautet fortan die in unverbrüchlicher Treue durchgeführte Lebensparole dieser Frau. Sie darf die Gründung der „Max-Reger-Gesellschaft“ erleben und an der Herausgabe der Reger-Briefe mit-tätig sein. Sie stiftet selber bei ihrer Übersiedlung nach Weimar das noch jetzt dort befindliche Reger-Archiv, ein hochherziges Geschenk, das wahrlich als „eine neue Perle in der Krone der weimarschen Kunstschatze“ zu gelten hat. Sie ist Zeugin der weihervollen Stunde, da am 11. Mai 1922 Regers Urne in das von der Stadt Weimar gestiftete Ehrengrab versenkt wird. Viel Treue und Liebe ward der Einsamen in schlimmer, ent-wurzelter Zeit zuteil. Ihr tiefster Trost, ihre innigste Freude in schicksalverdunkelter Zeit aber ist ein Widerhall aus dem schöpferischen Werk ihres Mannes, wie sie ihn einem nahen Freundeskreis in ihren regelmäßig stattfindenden Hauskonzerten vermittelt. Man durchblättere die Seiten des für diese erlebten Kunst-abende geführten Gästebuches, um dort die namhaftesten Künstler und hervorragenden Persönlichkeiten der Mün-chener Kulturwelt erwähnt zu

finden. Doch noch einmal galt es, Abschied zu nehmen, bei der Übersiedlung von Weimar nach München: „Ein tiefes, stilles Freuen war in mir, ich sollte zurückkehren dürfen in die Stadt, in der ich mein Leben mit Reger begonnen hatte . . . so schied ich von dem wunderlieblichen Thüringer Land, in das wir zusammen einst mit so viel Freude eingezogen, und fuhr als einsam gewordene Frau mit Zuversicht in unser geliebtes Bayernland zurück.“ Das letzte große Ereignis im Leben dieser Frau war die von ihr allen äußeren Schwierigkeiten zum Trotz mit bewunderungswürdiger Latkraft bewerkstelligte Überführung der Max-Reger-Urne in den Münchener Wald-friedhof, die am 11. Mai 1930 — dem vierzehnten Todes-tag des Meisters — geschah.

„Frau Max Reger“ — so pflegt die Gattin des Meisters ihre Brieffschaften zu unterschreiben. In solchen festen und doch fraulich weichen Schriftzügen spiegelt sich jener Wille zu Treue und Tat wider, der sich einem Erbe ernst verpflichtet fühlt: „Wo Reger geliebt wird, da werde ich festwurzeln, da soll mein Leben einst zur ewigen Harmonie sich auflösen.“



Max Reger

Die
große Orgel
im Dom
zu Passau.



Die Königin der Musikinstrumente.

Von Anton Lütke.



Scherenschnitt von C. Nagel-Diedl.

Johann Sebastian Bach.

Gibt es eine liebevollere und harmonischere Br-
föhnung mit Geschick, mit No- und
Tod, als die Musik, vor
allem durch die Königin
der Instrumente, die Or-
gel? Was wären unsere
Gotteshäuser ohne die
Orgel, was die Musik
selbst, Bach und Händel
ohne die herrlichen Klän-
ge einer Orgel?

Alt wie die Menschheit

selbst ist nicht nur die Geschichte der Musikinstrumente im
allgemeiner, sondern auch der Orgel im besonderen. Dem
Raunen des Waldes, den Stimmen der Vögel, dem Rauschen
des Wassers, dem Brausen des Sturmes und dem Donner des
Gewitters lauschten die Menschen ursprünglich die Töne ab.
Wenn man beispielsweise die Urgeschichte der Chinesen be-
rücksichtigt, findet man, daß dieses kulturbolle Volk nicht nur
schon 2500 v. Chr. mit der Musik beschäftigte und
Musikinstrumente besaß, sondern daß es auch eine ganze
Philosophie auf der Musik aufbaute.

Schon in uralten Zeiten kannten die Chinesen auch eine
große Anzahl von Musikinstrumenten. Neben einer großen
Zahl von Saiteninstrumenten, Schlagzeugen und Trommeln
spielten die Blasinstrumente seit Jahrtausenden in China



Orgel in der Kirche zu Datteln in Westfalen.

eine große Rolle. Unter ihnen befand sich als das wichtigste: das Nü oder Scheng, das schon in der von Konfutius hinterlassenen Volksliedersammlung Schi King genannte Instrument, das aus 12, 13, 19, 24 oder 36 Bambusflöten bestand, die mit vibrierenden Zungen versehen waren. Das Instrument glich einer großen Tabakspfeife, in welcher die verschieden langen Bambuspfeifen aufrecht standen. Dieses Instrument wurde den Chinesen schon sehr früh Veranlassung, eine Harmonielehre zu schaffen; und wenn man die ganze Konstruktion dieses Instrumentes in Betracht zieht, könnte man annehmen, daß die Chinesen die Erfinder der ersten primitiven Orgel gewesen sind.

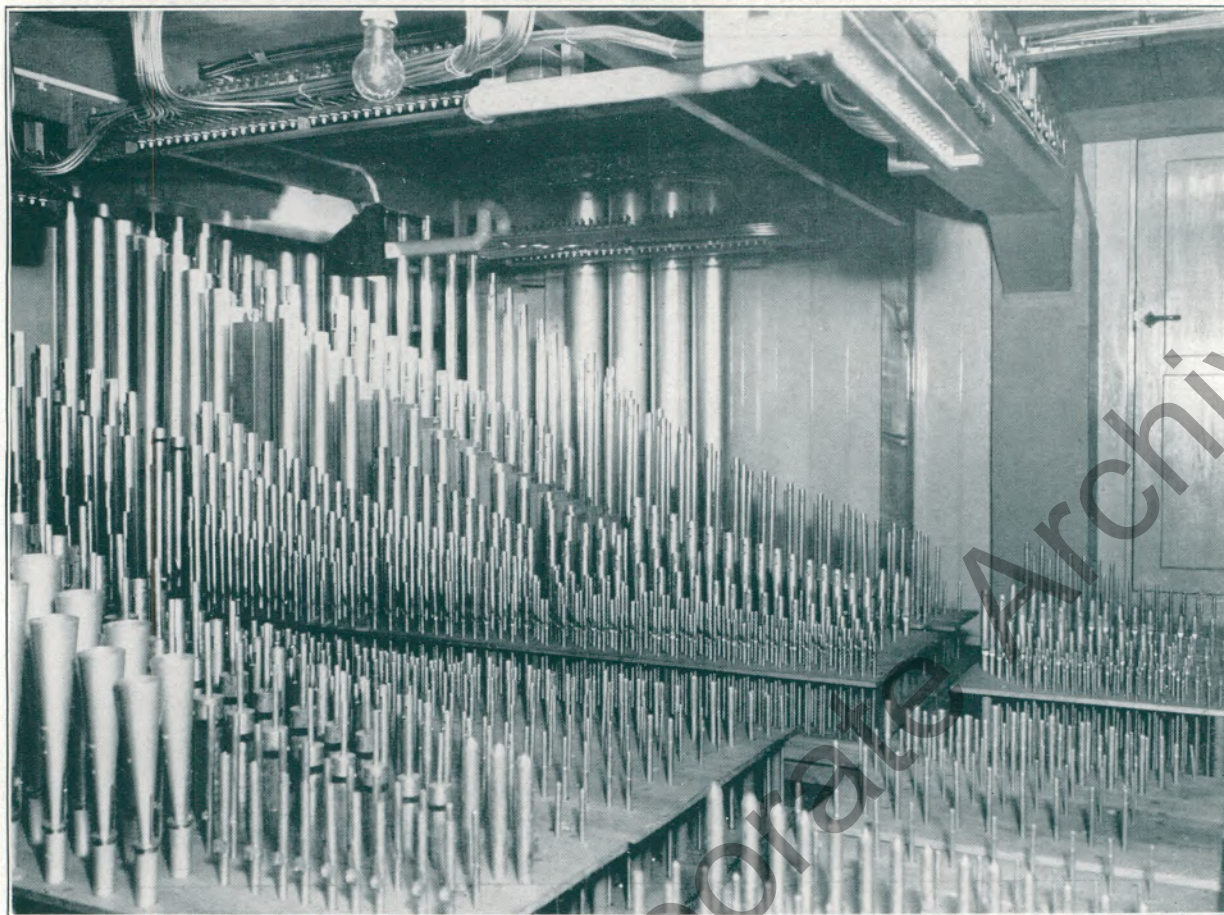
Aber auch bei zahlreichen anderen alten Völkern, bei den Babyloniern, den Indern, den Ägyptern und den Griechen, waren neben den Saiten- und Schlagzeuginstrumenten Blasinstrumente in Gebrauch. Hier war die Natur dem Menschen Vorbild. Sie gab ihm in den Tierhörnern die Handhabe, die ersten Blasinstrumente zu verfertigen, mit Tierfellen Trommeln zu bespannen und aus den Gedärmen der Tiere Saiten anzufertigen. Man kannte anfänglich drei Arten von Blashörnern: das Stierhorn, das Heerhorn und das Hifthorn. Das aus Büffelhörnern gefertigte Stierhorn besaß nur drei Töne mit einem starken rauhen Klang. Das hauptsächlich im Kriege benutzte Heerhorn war ein dröhnendes Instrument aus Metall. Das Hifthorn benutzten Jäger, Wächter und Hirten, es war oft aus kostbarem Material hergestellt.

Die Umbildung des primitiven Hornes nach dem Vorbilde der Pfeifeninstrumente führte um das Jahr 1000 n. Chr., wahrscheinlich in England, zur Herstellung von Hörnern mit

Tonlöchern. Bekannt sind von diesen die geraden und krummen Zinken, die Tuben, die Langflöte, die Doppelflöte, die Querflöte, die Schalmei, die Syringe, die etwas an die chinesische Bambusflöte erinnert, der Dudelsack, das Platerspiel – Namen, die man heute noch an jeder großen Orgel finden kann.

Alle diese mit der Orgelpfeife etwas verwandten Blasinstrumente müssen ohne irgendwelche fremde Beeinflussung und ohne Kenntnis von bereits vorhandenen besseren Instrumenten entstanden sein. Wenn die alten Orientalen auf dem Gebiete der Technik und der Gestaltung von Dingen des täglichen Lebens schon so Hervorragendes geleistet haben, dann darf es nicht verwundern, wenn sie sich auch der steten Verbesserung ihrer Musikinstrumente befleißigten und dabei auch schon solche verfertigten, die unserer heutigen Orgel nahe kamen. Die mehrstimmige Bambusflöte, die schon 2700 v. Chr. bei den Chinesen erfunden wurde, und als Kombination dazu der Dudelsack, jenes mit einem Luftsack versehene Flöteninstrument, wurden schon den alten Orientalen die Grundlage, orgelähnliche Instrumente zu bauen. Die Kunst dieses ursprünglichen Orgelbaues muß in der damaligen Zeit sehr ausgeprägt gewesen sein, denn man bediente sich zum Betriebe dieser alten Orgeln außer der Luft auch noch des Wassers. Bei den römischen Zirkusspielen war die Wassergorgel sehr beliebt. Manche Verbesserungen verdanken die ersten orientalischen Orgeln den Byzantinern. Sie hatten damals schon so wertvolle Instrumente, daß man sie sogar als königliche Geschenke betrachtete.

Wann die erste Orgel, die im Orient und in Italien anfänglich als weltliches Instrument galt, in die abendländische



Rückseite der Orgel im Dom zu Passau.
Die Orgel besitzt insgesamt 16000 Pfeifen.

Kirche eingeführt wurde, weiß man nicht genau. Jedoch nimmt man an, daß die erste Orgel im Dome zu Aachen aufgestellt worden ist. Die deutsche Orgelbaukunst muß schon im neunten Jahrhundert so ausgebildet gewesen sein, daß nicht nur in vielen Kirchen Orgeln vorhanden waren, sondern daß sie auch nach Italien versandt wurden, das erst im zehnten Jahrhundert selbständig Kirchenorgeln zu bauen begann. Man darf sich nun nicht vorstellen, daß diese alten Orgeln unseren heutigen Orgeln glichen. Vielmehr waren es primitive, aus einer Reihe von Flöten bestehende Organismen, die recht umständlich durch Blasebälge mit Luft beschickt wurden. Die Instrumente hatten weder ein harmonisches Spiel noch eine Tastatur, die erst im zwölften Jahrhundert angebracht wurde.

Die ersten Orgeln dienten entweder als einstimmige Lehrinstrumente zur Veranschaulichung der Tonabstände oder zur Begleitung von langsamen Melodien. Erst mit der Entwicklung des Kontrapunktes wuchs auch das Verlangen, eine Orgel zu besitzen, die mehrstimmig spielen konnte. Schon um das Jahr 1300 war die Technik des deutschen Orgelbaues zu einer Vollkommenheit gediehen, die uns heute in Erstaunen setzt. Dann kam die unglückliche Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der nicht nur große Kunstwerke des Orgelbaues vernichtete, sondern auch einen Stillstand und Verfall dieser großen Kunst herbeiführte, die erst durch Silbermann zur Zeit des großen Sebastian Bach ihre Auferstehung feierte. Vielleicht wären niemals dem großen Meister seine unsterblichen Werke gelungen, wenn die Orgel in seiner Zeit nicht eine vollkommene Wandlung durchgemacht hätte dadurch, daß dem Gesamtwerk der Prinzipalcharakter gegeben worden wäre, das heißt, an Stelle der Differenzierung der Einzelstimmen eine einheitliche Klangwirkung getreten wäre.

Bald nachdem Theater, Konzertsälen und später das Kino an Bedeutung zunahmen, kam auch für die Orgel eine neue Zeit. Vor allem war es die Technik, welche hier eine vollkommene Umwälzung schuf. An Stelle des Blasebalges, der mit der Hand oder dem Fuß betrieben wurde, trat die komplizierte Mechanik, zu der die Elektrizität ihre Hilfe gab. Bis in die achtziger Jahre, als die Elektrizität noch wenig in Erscheinung trat, war die mechanische Orgel im Gebrauch, die heute selten mehr gebaut wird. Bei diesen Orgeln wurde der Lastendruck durch Stäbchen und Winkelsheber bis zum Flötenventil fortgesetzt. Bei den modernen Orgeln dagegen dienen Wind und Elektrizität sowohl zur Erzeugung der Töne als auch zum Antrieb der verschiedenen Ventile, Umschaltung und anderem mehr.

Wollte man noch im besonderen von den Manualen (Griffbrettern), von denen große Orgeln oft vier bis fünf besitzen, den zu beiden Seiten der Manuale liegenden Registerkasten, den Fußtritten, den Pedalen, den Schwelltritten, den Schwellkästen, die oft so groß sind wie ein kleines Zimmer, den aus dem verschiedensten Material verfertigten Pfeifen, von denen große Orgeln mehrere tausend besitzen, reden, dann genügten mehrere hundert Seiten nicht, um diese interessanten Einzelheiten des Orgelbaues zu schildern. Welches andere Instrument als die Orgel wäre imstande, die feinen Abstimmungen aller Instrumente einer langen Musikergeschichte in sich zu vereinigen. Da gibt es Violoncello, Doppelflöten, Trompeten, Tuba, große Glocken, die mit Hämmern angeschlagen werden, Klarinetten, Waldhörner, Konzertflöten, Oboen, Fagottflöten, die verschiedenen abgestimmten Bässe und vieles andere. Alles dieses vereinigt sich zu einer wunderbaren Harmonie der Töne, die der eines Orchesters gleichkommt.

Zigeunerlied.



Lichtbildstudie
von
Sofie ImdahL.

Können Sie Noten lesen?

Von Dr. C. Nadel, Wien.

Sie müssen nicht beleidigt sein, wenn Sie diese Frage lesen. Niemand zweifelt daran, daß Sie Noten lesen können, das heißt die Noten, die wir heute benutzen und die Sie gewiß in vielen Exemplaren als selbstverständliche Stücke Ihrer Bibliothek besitzen; als Gesangs- oder Klavier- oder Partiturnoten oder wie immer. Aber die Frage wird schon viel sinnvoller, wenn ich Sie daran erinnere, daß diese heutige Notenschrift ja nur ein einziger Ausschnitt, ein einziges Beispiel aus der ganzen Reihe der Notenschriften ist, die die Musik im Laufe ihrer Entwicklung hervorgebracht und benutzt hat; Notenschriften, die manchmal in gewissen Einzelheiten heute überhaupt nicht,

auch von den Gelehrten nicht, zu entziffern sind. Da sind die merkwürdigen Striche, Häkchen und Punkte über den lateinischen Worten oder schwarze Vierecke oder übereinanderstehende rätselhafte Buchstaben, an denen kaum eine Beziehung zur Welt der Töne zu bestehen scheint. All das sind Notenschriften, in all diesen Zeichen ist eine Melodie, sind wohlklingende Töne eingeschlossen — aber wir können sie nicht zum Klingen bringen.

Winke,
die ersten Noten.

Eigentlich liegt ein auffälliger Widerspruch darin, daß Notenschriften, geschaffen, um dem flüchtigen, rasch verlorenen Leben der Töne die Zeit überwinden zu helfen,

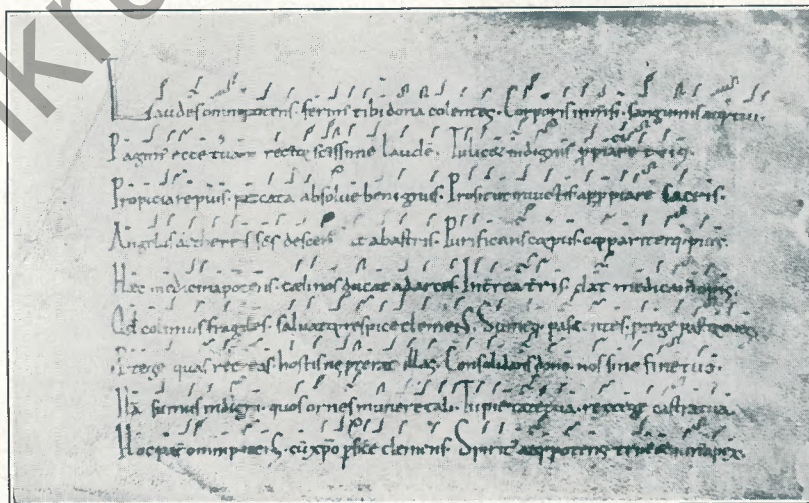


Abb. 1. Lateinischer Hymnus mit Notenzeichen.
Wien, Nationalbibliothek.

selbst dieser Zeit zum Opfer fallen. Aber dieser Widerspruch ist leicht aufzulösen. Betrachten wir nur diese krausen Strich- und Punktzeichen, die „Neumen“ heißen, von „Neuma“ = der Wink, und in diesem Namen liegt schon die ganze Erklärung. Denn die frühesten Formen der Notenschrift waren nur „Winke“, Andeutungen, ein Behelf einer Übermittlung, deren Schwerpunkt woanders lag: im lebendigen Gedächtnis der Menschen. Aber folgende Zeiten und Generationen haben diesen Gedächtnischaß nicht mehr ebenso gegenwärtig; man spürt die Lücken, die die „Winke“ lassen; man versucht es selbst besser zu machen und übernimmt immer mehr die sichere schriftliche Fixierung. Stufe folgt auf Stufe, jede entlastet, klüger als die vorige, das Gedächtnis um ein Stück Überlieferung; aber jeder bleibt eben das, was die vorige noch dem Gedächtnis allein anvertraute, verschlossen. Wir sehen, die Erklärung dieses Widerspruchs zwischen Noten „schreiben“ und Noten „lesen“ ist die ganze Geschichte der Notenschrift und der Musik überhaupt. An ihrem Ende steht unser vollkommenes, großes System der Notenschrift, an dem es nichts Unklares gibt.

Musik ohne Noten.

An ihrem Anfange aber war — nichts, die erste Notenschrift war gewissermaßen — keine Notenschrift. Wie die ersten Dichtungen der Menschen wurde auch die Musik von Mund zu Mund fortgepflanzt. Das Gedächtnis der Menschen war die einzige Notenschrift. Höchstens, daß bestimmte Personen ausgewählt wurden, die als Sänger, Musiker oder Lehrer die Lieder und Weisen zu bewahren, vorzutragen und an die geistigen Erben weiterzugeben hatten. Heute ist diese Art der Überlieferung bei allen Naturvölkern und in der Volksmusik fast aller Länder, aber auch bei hochentwickelten Kulturvölkern des Orients, bei den Javanern und Siamesen etwa, lebendig. Das allmähliche Anwachsen der künstlerischen Überlieferung, das Bedürfnis nach Ausbreitung der musikalischen Schätze, aber vor allem auch die inzwischen erfolgte Ausbildung einer Schrift lassen die Notwendigkeit fühlbar werden, auch für die Musik eine bessere und besser übertragbare Fixierung zu erfinden. Die Schrift selbst bot zunächst für den Gesang eine große Erleichterung, wie auch uns noch oft die Kenntnis des Textes eine wesentliche Erinnerungshilfe für die dazugehörige Melodie bedeutet. Aber der Weg führt weiter. Allmählich hat sich eine immer genauere Technik des Lehrers und musikalischen Leiters, dem Auswendigmusizieren der Schüler oder der Gemeinde nachzuhelfen, ausgebildet: es entstand ein eindeutiges Inventar von Handbewegungen, Taktschlägen mit dem Fuß, selbst Kopfbewegungen, mit dem bald das Ansteigen oder Fallen der Melodie, bald der Rhythmus und das Tempo, bald ein bestimmter Akzent angegeben wurde. Man versiel nun auf die Idee, Grundzüge dieser Bewegungen, vor allem derjenigen, die sich auf den am schwierigsten zu behaltenden Teil des Musikstücks, auf die Melodie bezogen, zu Papier zu bringen. Man setzte Miniaturabbildungen dieser nachhelfenden musikalischen Winke als kleine Schriftzeichen über die Textworte, so wie etwa ein Redner sich in sein Manuskript mit kleinen Zeichen hier ein Heben oder Senken der Stimme, dort eine andere Nuance anmerkt. Die Strichchen, Punkte, Häkchen und Bogenlinien der „Neumen“ bedeuten ein Hin- und Herab, ein Steigen oder ein Fallen, ein Sichvorwärtsbewegen oder Gleichbleiben der Tonlinie. Aber das ist alles;

sie verraten nichts über die absolute Tonhöhe, in der gesungen wurde, auch nichts über die Größe der Intervalle, über die Zahl, Dauer und den Rhythmus der Töne, die zu einem Wort oder einer Silbe gehören. Wir verstehen, daß die Entwicklung rasch danach drängen mußte, eine neue, bessere Lösung zu finden.

Buchstaben als Noten.

Schon das griechische Altertum hatte eine viel eindeutigere Notenschrift gekannt: die Buchstabenschrift, in der die einzelnen Töne fortlaufend mit Buchstaben des Alphabetes bezeichnet wurden. Diese Notenschrift hatte auch eine sehr sinnreiche Methode erfunden, das, was wir heute als „Versetzungszeichen“ bezeichnen, also die Erhöhung und Vertiefung der Töne auszudrücken: sie legte nämlich die Buchstaben der so veränderten Noten waagrecht oder stellte sie auf den Kopf. Trotzdem fehlt der Buchstabenschrift — ähnliche Schriften kennt heute noch der ganze Orient — etwas Wesentliches: die direkte Sichtbarkeit der Melodiebewegung, die Fähigkeit, das Auf und Ab, das ganze lebendige Profil der Tonlinie vor unser Auge zu bannen. Diese Sichtbarkeit war im Kern schon in den „Neumen“ enthalten.

Ein Mönch erfindet die Notenlinien.

Die vollkommenste Form wird erst erreicht — und damit erfolgt der allerwichtigste Schritt in der Entwicklung der Notenschrift —, als um 1000 n. Chr. im Benediktinerkloster zu Arezzo die Notenlinien erfunden werden. Nicht mit Unrecht nennt man ihren Erfinder, den Musiktheoretiker Guido von Arezzo, schlechthin den Vater der modernen Notenschrift. Notenlinien, das bedeutet die Möglichkeit, die ganze

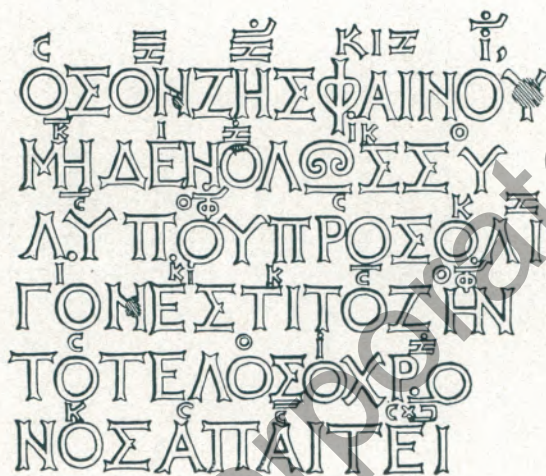


Abb. 2. Griechische „Partitura“ zu einem Gesang mit Begleitung.
(Aus „Philologus“ 1893.)

Stufenleiter der Tonwelt abzubilden; die Höhe der einzelnen Töne, die Verhältnisse der Intervalle, die ganze lebendige Kurve der Melodie ist plötzlich sichtbar geworden. Zuerst werden noch die Neumenzeichen auf die Linien gesetzt; aber die jetzt unnötig gewordenen Striche und Häkchen verwandeln sich in schwarze Notenköpfe, die freilich, neben den reichen Verzierungen der Notenbücher, noch ungelentlich und unelegant anmuten. Auch bleibt die Bezeichnung noch ungenau genug: es fehlen alle rhythmischen Zeichen. Wir erfahren nichts über Takteinteilung und Vortrag, nichts über die Ausführung durch eine oder mehrere Singstimmen, durch diese oder jene Instrumente, die damals immer reicher in die Musik Eingang fanden. Nur die Hauptnoten sind eindeutig fixiert, die enge Verbindung mehrerer Töne, Verzierungen oder kleine Läufe, sind durch dicke Querbalken summarisch angedeutet. So bleibt noch viel zu tun. Aus den vier Linien, die zuerst nur da sind, werden bald die fünf Linien unserer modernen Notenschrift; die Notenköpfe werden feiner und beweglicher; es gibt immer mehr Typen, immer mehr Einzelheiten werden bezeichnet, volle oder hohle Notenköpfe drücken schon die rhythmischen Unterschiede aus. Aber noch immer fehlen zwei wichtige Dinge: erstens die Taktstriche und zweitens jenes Übereinander der Notenlinien, das zum eindeutigen Sinnbild unserer modernen, mit Mehrklängen und Mehrstimmigkeiten arbeitenden Musik wird. Diese letzte Form der Notenschrift stellt etwa ein mehrstimmiges Tonstück dar; nur sind hier die einzelnen Stimmen nicht in Partiturforn übereinandergesetzt, sondern jede Stimme steht selbständig neben der anderen. Diese zwei



Abb. 3. Notenbeispiel aus dem frühen 16. Jahrhundert. (Berlin, Preussische Staatsbibliothek; aus Joh. Wolf, Die Tonchriften, Jedermanns Bücherei.)



Abb. 4. Guido von Arezzo, der „Vater“ unserer Notenschrift, mit seinem Schüler Theodal. Miniatur aus dem 12. Jahrhundert (Wien, Nationalbibliothek.)

Dinge, Taktmaß und die — oft sehr komplizierte — Mitbewegung der anderen Stimmen, muß jeder Musiker oder Sänger noch im Gedächtnis tragen. Hierher hat sich gleichsam der letzte Rest der alten Gedächtnismusik gerettet.

Die Notenköpfe werden rund.

Auch von hier wird er bald vertrieben. Wie ein äußerliches Symbol der völligen „Abrundung“ des Notenschriftsystems verlieren die Notenköpfe alle Ecken und Kanten und bekommen die runde Form, die wir heute kennen. Und sehen wir heute ein modernes Notenbild an, mit seinen unendlich vielen genauen Zeichen, mit seinen (bis zum Metronom genauen) Tempo- und Vortragsangaben, mit seinem wohlgeordneten, übersichtlichen Aufbau, so müssen wir gestehen, daß heute dem Gedächtnis wirklich nicht mehr viel aufgegeben wird. Der Unterschied der frühen Notenschriften zur Notenschrift unserer Zeit ist der Unterschied

zwischen einem nebensächlichen Behelf und einem ausgebildeten, selbstherrlichen System, zwischen einer Zeit, die sich mit „Winken“ begnügte, und einer Zeit, zu der man mit Auszügen und Partituren in Oper und Konzert sitzt, als

wollte man dem Künstler genau auf die Finger schauen, ob er auch alles so macht, wie es gedruckt dasteht. Haben wir nicht wirklich den Gipfel der Entwicklung erreicht? Ist heute nicht alles und jedes durch unsere Notenschrift gesichert? Und überdies haben wir noch das Grammophon und den Diktaphon und den Tonfilm und all das. Aber seien wir nicht voreilig stolz. Wer weiß, was fünfshundert Jahre später unsere Nachkommen an unserer Notenschrift auszufehen haben werden! Vielleicht



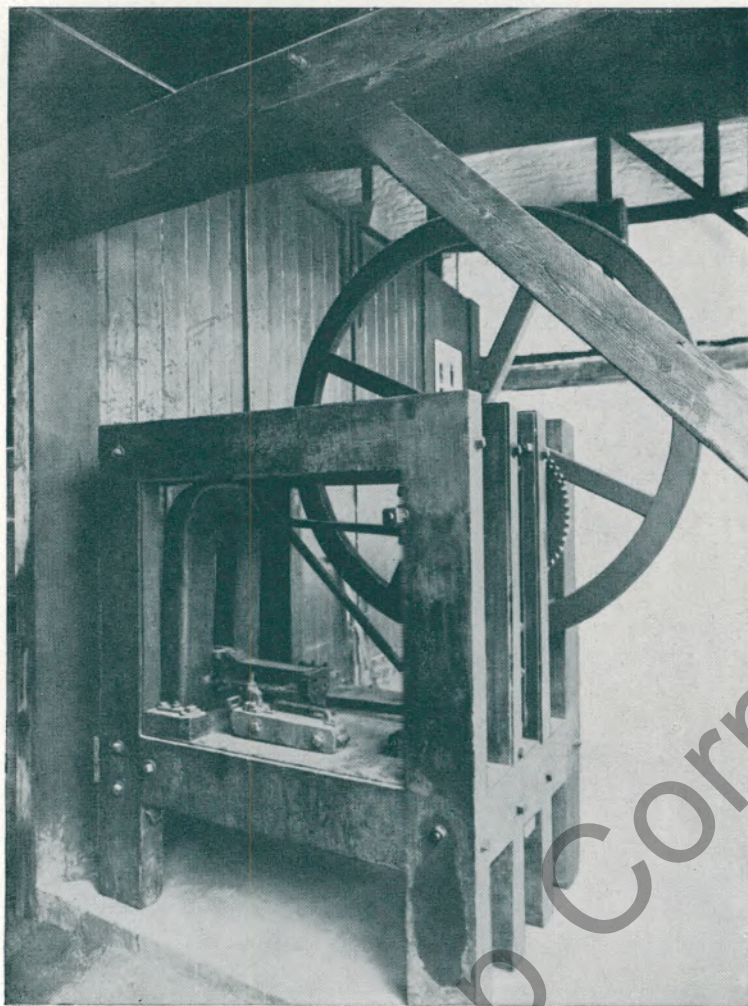
Abb. 5. Choral-„Partitur“ aus dem 16. Jahrhundert. (Wien, Nationalbibliothek.)

werden auch sie noch vieles entdecken, was — nicht darin steht; was wir selbst, ohne es zu wissen und trotz der langen Entwicklung „fort vom Gedächtnis“, noch diesem unerlässlichen und überflüssigen Organ „Gedächtnis“ anvertraut haben.

Vom Bauernjungen zum Fabrikherrn.

Zum 95. Todestage von Diedrich Uhlhorn (gest. am 5. Oktober 1837).

Von Dr. D. A. Bormann (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).



Die erste von Uhlhorn im Jahre 1817 konstruierte Münzprägemaschine.

Am 5. Oktober 1932 sind 95 Jahre verlossen, seit zu Grevenbroich ein Mann die Augen schloß, dem es in einem langen, arbeitsreichen Leben in seltenem Maße gelungen war, die Gassen eines großen Erfinders mit den Fähigkeiten eines weitsehenden Unternehmers zu vereinen.

Diedrich Uhlhorn wurde am 3. Juni 1764 zu Bockhorn in Oldenburg als Sohn eines Landmanns und Tischlers geboren und erhielt in seiner Jugend nur die dürftige Schulbildung der Bauernkinder seiner Zeit. Schon früh zeigte sich bei dem Knaben eine ausgesprochene technisch-mathematische Begabung. Unter Überwindung großer Schwierigkeiten eignete er sich ein gründliches mathematisches Wissen an. Er begnügte sich aber nicht damit, sein Können nach Gelehrtemart theoretisch zu verwenden, sondern es drängte ihn, seine Kenntnisse in die Praxis umzusetzen. Der junge Uhlhorn befaßte sich bald mit der Herstellung von optischen sowie sonstigen mathematischen und physikalischen Instrumenten (Sonnenuhren, Elektrifiziermaschinen, Luftpumpen, Nivellierwaagen, Fernrohren). Hierbei ist als besondere Leistung anzusprechen, daß ihm keinerlei wissenschaftliche wie praktische Hilfsmittel zur Verfügung standen, er daher nicht nur alle Konstruktionen, sondern auch alle Werkstofffragen aus eigener Kraft schöpferisch lösen mußte. Der Preis, den er für seine Erzeugnisse erzielte, war meist sehr gering. Der Zwang, durch seine Arbeit Lebensunterhalt zu erwerben, ließ ihn immer weniger zu wissenschaftlicher Arbeit kommen.

Zu seinem Glück wurde der Herzog von Oldenburg auf ihn aufmerksam und ernannte ihn zum Hofmechanikus mit einer Jahrespension von 200 Reichsthalern. Uhlhorn konnte sich nun mit den Ergebnissen der Wissenschaft und der Fachliteratur bekannt machen. Dies drängte ihn bald zu eigenen Erfindungen. Als erstes erfand er eine Tuchschermaschine (1800), mit der beliebig viele Scheren bewegt werden konnten. Die Antriebskraft bildeten Tiere, Menschen oder Mühlräder. Die Anregung zu dieser Erfindung war ihm von dem bergischen Fabrikanten Thomas in Hückeswagen geworden. Wie dieser Mann, der in dem weiteren Leben Uhlhorns noch eine große Rolle spielen sollte, mit ihm bekannt geworden ist, wissen wir nicht. Er scheint ihn aber in Bockhorn aufgesucht zu haben. Im Jahre 1800 machten beide zusammen eine größere Reise nach Westdeutschland, wo die Industrie sich bereits zu regen begann. Der eigentliche Zweck war wohl die Aufstellung der ersten Uhlhornschen Tuchschermaschinen in Hückeswagen und Hagen. Wichtiger sind aber die Folgen, die diese Reise für Uhlhorns weitere Entwicklung hatte. In einem Brief schildert er uns die tiefen Eindrücke, die er empfing. Besonders gefiel ihm die Gegend von Schwelm bis Elberfeld, wo man stundenlang an Fabriken und stattlichen Wohnhäusern vorbeifuhr, „in denen sogar Millionäre wohnen sollten“. Die erste Folge dieser Reise war, daß er nicht mehr in seinen Heimatort zurückkehrte, sondern in die Landeshauptstadt Oldenburg übersiedelte. Hier stellten sich bald neue Erfolge ein. 1803 erfolgte die erste Konstruktion einer Tragemaschine, die die bei der Wolle angewandten Handtragen ersetzen sollte. 1804 erhielt er einen Preis für die Beantwortung eines Preisausschreibens über „die beste Einteilung der Zähne der Mühlräder“. In diesen Jahren geführte Verhandlungen wegen einer Reise nach Rußland, um auch dort seine Maschinen einzuführen, zerschlugen sich, doch führte ihn das Jahr 1804 nach Hagen zwecks Einrichtung einer Tuchfabrik. 1809 erschienen seine „Entdeckungen in der höheren Geometrie, theoretisch und praktisch abgehandelt, nebst Prüfung der von A. W. Blochatus aufgestellten elementargeometrischen Auflösung des Delhischen Problems usw.“. Dem Werk ist eine an den Herzog von Oldenburg gerichtete Widmung vorausgeschickt, in der sich der Verfasser wegen seiner mangelnden Schriftgewandtheit entschuldigt. Gleichzeitig gibt er Kunde von verschiedenen andern Erfindungen und erbietet sich, gegen eine „angemessene Prämie“ nähere Mitteilung zu machen. Daselbe Jahr 1809 führt Uhlhorn wieder in die westlichen Industriegebiete. Der große wirtschaftliche Aufschwung, den diese Gegenden, namentlich die unter französischer Herrschaft stehenden Teile des Rheinlandes, genommen haben, bestimmt ihn dazu, einen längst gehegten Voratz auszuführen und nach dem Westen überzusiedeln, um hier als Unternehmer die Früchte seiner Erfindungen selbst zu ernten. Aus dieser Erwägung heraus schlägt Uhlhorn sogar das Anerbieten Harfords aus, der ihn gern in seine Dienste genommen hätte. Er folgt vielmehr einer Aufforderung seines Freundes Thomas und tritt mit diesem als Leiter und Teilhaber in eine in Grevenbroich neu zu errichtende Spinnerei ein. Im folgenden Jahre 1810 siedelt er mit Familie hierhin über. Die Errichtung dieses Textilunternehmens war eine Folge der durch die Kontinentalsperre hervorgerufenen Autarkiebestrebungen des damaligen französischen Reiches. Es wurde zunächst eine Werkstätte, die sich bald zu einer Maschinenfabrik auswuchs, eingerichtet. In dieser wurden die für die Spinnerei benötigten Maschinen hergestellt. Dies geschah zuerst nach englischem Muster, später nach Uhlhornschen Plänen. Bald kamen auch Aufträge von anderen Spinnereien, so daß die Maschinenfabrik nach einjährigem Bestehen bereits 80 Arbeiter beschäftigte. Für die damalige Zeit durchaus

heit entschuldigt. Gleichzeitig gibt er Kunde von verschiedenen andern Erfindungen und erbietet sich, gegen eine „angemessene Prämie“ nähere Mitteilung zu machen. Daselbe Jahr 1809 führt Uhlhorn wieder in die westlichen Industriegebiete. Der große wirtschaftliche Aufschwung, den diese Gegenden, namentlich die unter französischer Herrschaft stehenden Teile des Rheinlandes, genommen haben, bestimmt ihn dazu, einen längst gehegten Voratz auszuführen und nach dem Westen überzusiedeln, um hier als Unternehmer die Früchte seiner Erfindungen selbst zu ernten. Aus dieser Erwägung heraus schlägt Uhlhorn sogar das Anerbieten Harfords aus, der ihn gern in seine Dienste genommen hätte. Er folgt vielmehr einer Aufforderung seines Freundes Thomas und tritt mit diesem als Leiter und Teilhaber in eine in Grevenbroich neu zu errichtende Spinnerei ein. Im folgenden Jahre 1810 siedelt er mit Familie hierhin über. Die Errichtung dieses Textilunternehmens war eine Folge der durch die Kontinentalsperre hervorgerufenen Autarkiebestrebungen des damaligen französischen Reiches. Es wurde zunächst eine Werkstätte, die sich bald zu einer Maschinenfabrik auswuchs, eingerichtet. In dieser wurden die für die Spinnerei benötigten Maschinen hergestellt. Dies geschah zuerst nach englischem Muster, später nach Uhlhornschen Plänen. Bald kamen auch Aufträge von anderen Spinnereien, so daß die Maschinenfabrik nach einjährigem Bestehen bereits 80 Arbeiter beschäftigte. Für die damalige Zeit durchaus

ein Großbetrieb. Das Bestreben Uhlhorns ging dahin, die Handarbeit durch Maschinen eigener Erfindung möglichst zu ersetzen. Hierzu dienten unter anderem „einige Drechselbänke, wo der Meißel mechanisch fortgeführt wird und worauf ein Junge mehr und besser dreheln kann, als sonst der geschickteste Arbeiter nicht zu tun imstande ist“. Wenige Monate nach Errichtung der Werkstätte in Grevenbroich wurde auch eine solche in Düsseldorf angelegt, um von hier aus das Großherzogtum Berg mit Maschinen zu beliefern, da in Frankreich ein Maschinenausfuhrverbot bestand. Als dann später das Rheinland preussisch wurde, waren diese Voraussetzungen nicht mehr gegeben, so daß dieser Zweigbetrieb aufgegeben wurde.

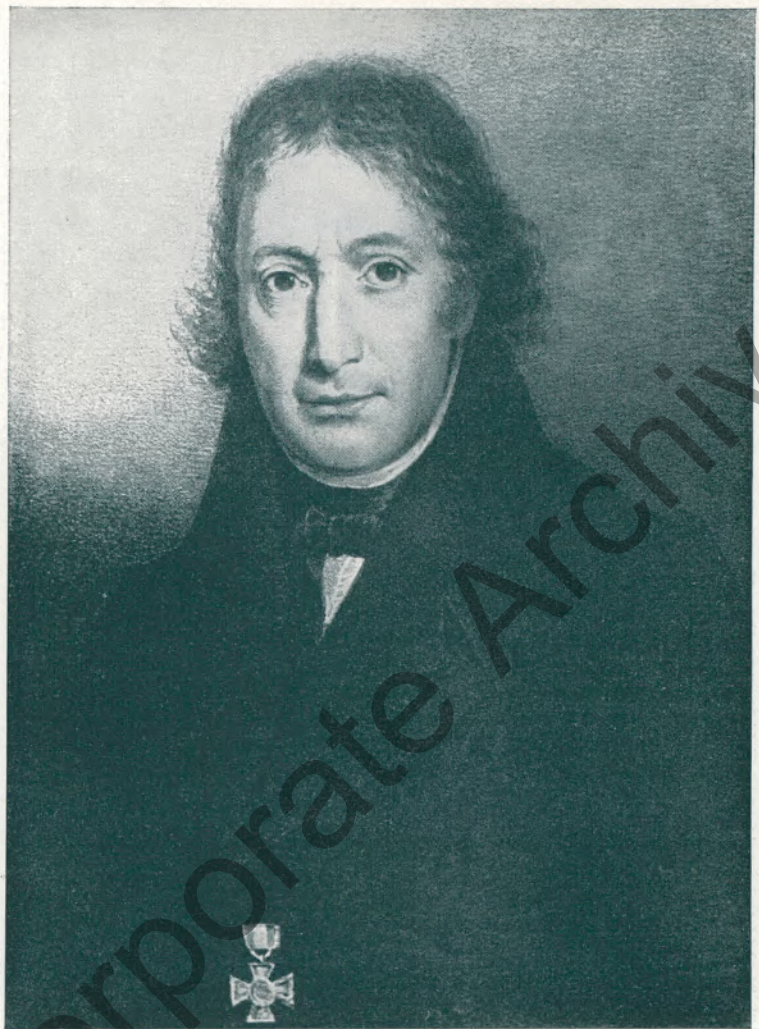
Das Bestreben, den Spinnereibetrieb immer weiter zu vervollkommen, führte zu einer Erfindung, mit der der Name Diedrich Uhlhorn bis in unsere Tage verbunden bleiben sollte. Er begann nämlich die benötigten Kragen selbst herzustellen, und im Jahre 1812 war er so weit, die Kragensfabrikation unabhängig von den andern Betrieben für eigenen und Marktbedarf mit einem Meister und 20 bis 24 Kindern selbständig zu betreiben. Es ist dies der Beginn der heute noch bestehenden und im Besitz von Nachkommen Diedrich Uhlhorns befindlichen Firma „Dch. Uhlhorn“ (1927 nach Konstanz verlegt).

Auch die Spinnerei nahm nun recht bald einen größeren Umfang an. 1812 wurde in ihr mit 300 bis 360 Arbeitern, 17 Meistern und einem Oberaufseher Tag und Nacht gearbeitet und wöchentlich 2800 bis 3000 Pfund Baumwolle gesponnen. Zu wissenschaftlicher Betätigung blieb also in diesen Jahren keine Zeit.

Die aufstrebende Entwicklung der verschiedenen Uhlhornschen Unternehmungen kam leider durch die kriegerischen Ereignisse der nächsten Jahre zum Stehen. Die Spinnerei mußte im Jahre 1813 ganz stillgelegt werden, und in den anderen Werkstätten sank die Zahl der Beschäftigten von 150 auf 30 Menschen herab. Eine gegen Ende der Franzosenherrschaft auf einer Gewerbeausstellung zu Aachen errungene goldene Medaille konnte den wirtschaftlichen Tiefstand nicht beheben, und auch die Befreiung der Rheinlande durch die Verbündeten brachte zunächst nur schwere Einquartierungslasten und keine Besserung. Diese trat erst langsam ein, als das Rheinland unter preussische Verwaltung und dann endgültig in preussischen Besitz kam.

Die geschäftlich stille Zeit hatte Uhlhorn wieder Gelegenheit zur wissenschaftlichen Arbeit gegeben. Als Hauptergebnis zeitigte sie einen Geschwindigkeitsmesser, der größere praktische Bedeutung erlangte. Jedoch gewannen mit der Wiederkehr stetiger Verhältnisse auch die industriellen Unternehmungen Uhlhorns wieder an Umfang. Besonders die Kragensfabrik nahm einen dauernden Aufschwung. Sie beschäftigte 1817 30, 1819 schon wieder 60 Arbeiter. Die Werkstätte für den Maschinenbau, die 1814 geschlossen worden war, wurde nicht wieder eröffnet. Auch die Spinnerei wurde 1818 stillgelegt. Doch an Stelle dieser Unternehmungen trat ein neues Werk, das dem Namen Uhlhorn größte Bedeutung verleihen sollte: der Bau von Münzprägemaschinen.

Der Preussische Staat hatte nämlich in Düsseldorf eine Münzpräge für seine neuen westlichen Provinzen eingerichtet. Hierher wurde 1817 Uhlhorn anlässlich einer Reparatur gerufen. Er war zwar nicht in der Lage, diese auszuführen, konstruierte aber eine neue Münzprägemaschine, die alle damals bekannten Maschinen dieser Art bei weitem übertraf. Es war dies die erste Maschine mit Kniehebel, die alle vorkommenden Bewegungen und Kraftäußerungen automatisch hervorbrachte und Prägungen von damals unbekannter Vollkommenheit erzeugte. Die erste derartige Maschine, und zwar eine solche für Vier-Groschen-Prägung, wurde im Jahre 1818 an die königliche Münze zu Düsseldorf abgeliefert. Wegen des guten Ausfalls dieser Maschine schloß die Regierung einen Vertrag mit Uhlhorn wegen der Lieferung von Münzmaschinen. Dieser konnte deshalb gleich in größerem Maße das neue Produktionsgebiet aufnehmen und errichtete hierzu ein neues „Wirtschaftsgebäude“, worin sofort 14 Arbeiter beschäftigt wurden. Die intensive Beschäftigung mit der neuen Fabrikation veranlaßte den Erfinder, sich vom Kragengeschäft zurückzuziehen und dieses seinen beiden ältesten Söhnen zu übertragen. Beide Unternehmen nahmen einen großen Aufschwung. Die Kragensfabrik hat unter



Diedrich Uhlhorn.

der Firma „Dch. Uhlhorn“ bis in unsere Tage in Grevenbroich bestanden. Der Betrieb wurde 1927 stillgelegt, die Firma mit der Verwaltung in Konstanz besteht aber, wie schon erwähnt, heute noch. Die Münzprägemaschinenfabrik wurde unter dem Namen „D. Uhlhorn“ geführt und hat in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, auch nach dem Tode ihres Gründers, große Erfolge erzielt. In die Münzen aller Kulturstaaen sind die Uhlhornschen Maschinen gewandert, überall als hervorragende Erzeugnisse bewährt. Der Ruf des Namens Uhlhorn und des Städtchens Grevenbroich war international bekannt. Interessant ist, daß 1835 Alfred Krupp den damaligen Besitzer der Münzmaschinenfabrik um eine Empfehlung an die französische Münzverwaltung bittet.

Diedrich Uhlhorn selbst sollte einen beschaulichen Lebensabend finden. Nachdem er seine Werke bei seinen Söhnen in guten Händen wußte, nahm er sich wieder die Zeit zur wissenschaftlichen Arbeit. Er erfand noch einen Pyrometer zur Bestimmung von Hitzegraden in Löpferöfen, Hygrometer und Thermometer sowie Barometer ohne Quecksilber, die „bloß durch direkte Benützung des Druckes der Luft auf einen luftleeren Raum“ in Tätigkeit traten. Seinen Verdiensten wurde lebhafter Beifall seiner Zeitgenossen zuteil. Der König von Preußen zeichnete ihn verschiedentlich durch Verleihung von Orden aus, und mehrere gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Im Alter von 73 Jahren schloß Uhlhorn am 5. Oktober 1837 zu Grevenbroich die Augen.

Mit ihm war ein Pionier der jungen deutschen Industrie dahingegangen der es wie wenige verstanden hatte, Erfindungs- und Unternehmergeist miteinander zu vereinen. Auffallend ist seine uns ganz modern anrührende Weise der wissenschaftlichen Untermauerung seiner Arbeit, ein Beweis dafür, wie ein außergewöhnlicher Mensch Erkenntnisse späterer Zeit viel früher vorwegnimmt.

Von hungernden und sich selbst verzehrenden Tieren.

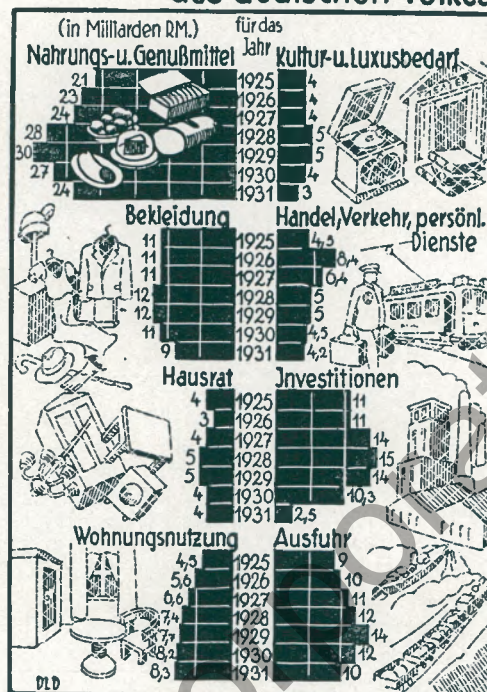
Von Dipl.-Ing. R. Seiden, Wien.

Die kleinsten Lebewesen, Mikroorganismen, vermehren sich zum Teil durch Zellteilung, und es ist darum keine Übertreibung, wenn man sagt, sie leben eigentlich immerfort, sie sind unsterblich. Andererseits aber gibt es auch Lebewesen, die sich bzw. Teile ihres Körpers verzehren. Wir brauchen uns nur an die Kaulquappe zu erinnern; während sie zum Frosch aufwächst, verkürzt sich unter anderem der stark entwickelte Darm, die Kiemen verschwinden und der lange Schwanz wird, indem seine Muskeln und Bindegewebe zerfallen, von anderen, „wandernden“ Zellen aufgenommen, oder richtiger gesagt, verzehrt. Die auf solche Weise von den sich rückbildenden Körperteilen stammenden Zerfallsprodukte werden von den erwähnten wandernden Zellen, nachdem sie von ihnen verzehrt, d. h. zerkleinert worden sind, wieder zum Aufbau des Froschkörpers verwendet, indem sie an anderen Stellen des Organismus abgesetzt werden; hier wachsen sie dann weiter, als wären sie schon seit Anbeginn in der gleichen Umgebung gewesen. Indem also gewisse Körperteile verschwinden, gedeihen auf deren Kosten andere; das sich umwandelnde Tierchen ernährt sich demnach mit seinem eigenen Fleische. Bemerkenswert ist aber in diesem Zusammenhange, daß die Umwandlung, die Metamorphose der Kaulquappen zu Fröschen, um so rascher vor sich geht, je mehr man sie hungern läßt. Das Hungern fördert demnach wesentlich den bereits besprochenen biologischen Prozeß. Das weiß die Kaulquappe vielleicht nicht. Tatsache aber ist, daß es viele Tiere gibt, welche im Stadium der Metamorphose freiwillig hungern. Nicht zuletzt trifft dies bei Schmetterlingen und Fliegen zu, deren Puppen während der Umwandlung tage- und wochenlang keine Nahrung aufnehmen und nur von Organen ihrer eigenen Körper leben. — Schließlich sei auch noch erwähnt, daß manche Tiere im Zustande des „Erwachsenseins“ Hungerperioden einschalten; beispielsweise steht es fest, daß der Lachs einige Wochen vor Beginn der Fortpflanzungszeit hungert; beim Rheinlachs hungern die Männchen und die Weibchen durch viele Monate und eben dadurch entwickeln sich bei ihnen die Fortpflanzungsorgane stark. Freilich, auch das Hungern kann nicht maßlos fortgesetzt werden. Es gibt Tiere, die den ganzen Winter über schlafen und andere, die den Sommer verschlafen, ohne Nahrung zu sich nehmen zu müssen. Von diesen Tieren abgesehen, kann man sagen, daß Fische und andere Kaltblütler länger hungern können als Warmblütler. Man hat Fische wochenlang munter in destilliertem Wasser umher schwimmen gesehen, Frösche sprangen durch Monate in ihren Gefängnissen herum, ohne daß ihnen Nahrung zur Verfügung gestanden hätte, und von Grottenolmen behaupten Forscher, daß sie sogar bis zu fünf Jahre ohne Nahrungsaufnahme leben können. Doch ist damit noch kein Rekord aufgestellt, denn die Bettwanze soll nach

wissenschaftlichen Untersuchungen sogar sechs Jahre lang hungern, ohne zu verhungern. Nicht minder merkwürdig ist, daß viel größere Tiere nur ein paar Stunden oder Tage nichts zu fressen brauchen, um an Hungertod zu sterben. Maulwürfe und kleine Vögel können höchstens einen halben Tag lang, Finken einen Tag, Drosseln zwei, Tauben elf, und die größten Raubvögel nur 14 bis 20 Tage fasten. Mäuse, die hungern müssen, werden nach etwa 50 Stunden ohnmächtig und sind nach sechs Tagen bestimmt tot. Diese Liste ließe sich noch bedeutend erweitern, es sei aber nur noch darauf verwiesen, daß einmal einige an sich sehr gefräßige Seewürmer zwei Jahre lang ohne Nahrung gelassen und während dieser Zeit genau beobachtet wurden. Sie wurden zusehends kleiner und dünner und verkürzten sich während der Beobachtungszeit auf den dreihundertsten Teil ihrer ursprünglichen Länge. Dabei waren sie aber lebhaft wie je zuvor. Dieser interessante Vorgang des Zusammenschrumpfens eines lebenden Körpers wurde dadurch besonders bemerkenswert, daß sich bei der Untersuchung herausstellte, was die Ursache der erwähnten Erscheinung ist: man hätte doch annehmen müssen, daß sich alle Teile des Organismus ziemlich gleichmäßig verkleinert haben, in Wirklichkeit aber waren die einzelnen Zellen desselben in ihren Größen fast unverändert geblieben, während sich ihre Zahl auf etwa ein Dreihundertstel verringert hatte. Damit war der unwiderlegbare Beweis erbracht, daß sich die beobachteten Seewürmer während der Zeit, in der sie auf Hungertod gesetzt waren, durch Aufzehren ihres eigenen Körpers am Leben erhalten hatten. Die Forscher fragten sich nun, wie dieses Selbst-Auffressen vor sich gehen möge, und sie fanden, daß auch im Körper der Seewürmer die bereits eingangs genannten wandernden Zellen (Phagozyten) vorhanden sind, welche in Hungerzeiten verschiedene Gewebe angreifen und verzehren: sie holen sie von nicht lebenswichtigen Stellen und geben sie an den Orten des Körpers wieder als Aufbaustoffe ab, wo sie unbedingt erforderlich sind.

Fragen wir uns nun noch, welches die am wenigsten wichtigen Gewebe des Körpers sind, die in Hungerperioden von den Phagozyten vernichtet werden, so ist darauf zu antworten, daß dies zunächst gewisse Schleim- und Eiweißdrüsen sind; später werden bestimmte Schichten der Körperwand und der Muskulatur verzehrt und schließlich verdaut sich der Darm selbst, wenn auch nur teilweise (soweit er nämlich für den sich verkürzenden Körper zu lang und darum in Falten gelegt wird). Der lebende Körper vermag sich demnach veränderten Lebensbedingungen bestens anzupassen. Teile des Gewebes dienen im hungernden Organismus anderen Teilen als Nahrung, Abbau erfolgt, damit auch Aufbau möglich bleibt, ohne den es kein Leben gibt: weder für das Einzelindividuum, noch für die Gesamtheit im Staat, auf Erden und im All!

Der Gesamtaufwand des deutschen Volkes



Die Abgangseite der deutschen volkswirtschaftlichen Bilanz.

Auf der Abgangseite der volkswirtschaftlichen Bilanz ist als größter Posten der Verbrauch der Konsumgüter zu buchen. Dieser ist nicht ganz so stark zurückgegangen wie die übrigen Posten, was jedoch mit der Bevölkerungsvermehrung seit 1925 zusammenhängt. Der zweitgrößte Posten sind in normalen Zeiten die Investitionen, die den Ersatz der im Laufe des Jahres abgenutzten Anlagen und die Errichtung neuer Produktionsanlagen erfassen. Wie groß die Wirtschaftskrise ist, zeigt sich am besten an dem katastrophalen Rückgang der Investitionen, die im Jahre 1931 nicht ausgereicht haben können, um den laufenden Verschleiß der Anlagen voll ersetzen zu können. Der Anteil der Mieten an den Gesamtausgaben der Konsumenten ist in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen. Für die sonstigen Dienste ist dagegen ein starker Rückgang anzunehmen. Eine besondere wichtige Verschiebung, die sich während der letzten Jahre im Güterverbrauch ergeben hat, ist die steigende Bedeutung der Ausfuhr. Mengennäßig betrachtet, wurde 1927 etwa ein Viertel der deutschen Sachgüterproduktion ausgeführt, bis 1931 ist der Anteil auf mehr als ein Drittel gestiegen und dürfte gegenwärtig nach Schätzungen des Instituts für Konjunkturforschung nahezu 40 Prozent betragen, auch ein Zeichen der Verarmung des deutschen Volkes, da dadurch die Versorgung des deutschen Marktes ganz besonders vermindert wurde.

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Fortschritte auf dem Gebiete der langfristigen Witterungsvorhersage.

Aus einem Aufsatz von Professor Dr. Franz Baur, Leiter der Staatlichen Forschungsstelle für langfristige Witterungsvorhersage, Frankfurt a. M., in „Blätter für landwirtschaftliche Marktforschung“, Berlin.

Die im Jahre 1929 errichtete „Staatliche Forschungsstelle für langfristige Witterungsvorhersage“ hat sich zunächst mit der Bearbeitung von Witterungsvorhersagen für kürzere Zeiträume, etwa sieben bis zehn Tage, befaßt. Das Ergebnis ist, daß aus der Witterungsgeschichte mit einer praktisch brauchbaren Eintreffwahrscheinlichkeit Witterungsvorausagen für etwa zehn Tage abgeleitet werden können. Es wurden auf Grund der erlangten Erkenntnisse im Sommer und Frühjahr 1931 einem kleinen Kreis von Universitätsprofessoren und Landwirten versuchsweise sieben Vorhersagen, die sich auf etwa zehn Tage erstreckten und auf Südwestdeutschland bezogen, gegeben. Von diesen sieben Vorhersagen ist auch nicht eine fehlgeschlagen.

Für die Landwirtschaft besonders wichtig war die nach der Regenzeit vom 6. bis 21. Juli am 22. Juli 1931 gegebene Vorhersage, daß mit etwa zehn Tagen zwar nicht völlig niederschlagsfreien, aber doch wesentlich besseren Wetters gerechnet werden könne, und daß diese zehn Tage nach Kräften ausgenutzt werden müßten, da im August neuerdings mit regnerischem Wetter zu rechnen sei. Diejenigen Landwirte, denen ich diese Vorhersage gab, versicherten mir, daß dadurch der Schaden, den sie durch die im Südwesten Deutschlands besonders nasse Sommerwitterung erlitten, um 50% geringer war, als er gewesen wäre, wenn sie nicht durch die Vorhersage veranlaßt, in diesen zehn Tagen alles reife oder der Reife auch nur nahe Getreide eingeholt hätten. Da der entstandene Schaden im Regierungsbezirk Wiesbaden amtlich auf 16 Millionen Mark geschätzt wurde, hätte also allein in diesem Bezirk ein Schaden von acht Millionen Mark vermieden werden können, wenn der Forschungsstelle Mittel zur Verfügung gestanden hätten, um bereits im vorigen Jahr die Grundlagen so auszuarbeiten, daß eine Veröffentlichung der Vorhersagen hätte verantwortet werden können.

Diese Untersuchungen werden seit Herbst vorigen Jahres nunmehr weiter ausgebaut und vervollkommen, so daß im kommenden Hochsommer (Juli und August) Zehntagevorhersagen für Norddeutschland westlich der Oder und Süddeutschland veröffentlicht werden können. Voraussichtlich wird die erste derartige „mittelfristige“ Vorhersage am 3. Juli abends veröffentlicht werden. Die weiteren Vorhersagen werden wöchentlich zweimal gegeben, so daß sich die Vorhersagezeiträume überschneiden. Es ist geplant, daß die Vorhersagen von der Forschungsstelle den norddeutschen Wetterdienststellen (ausgenommen Breslau und Königsberg) sowie den Landeswetterwarten mitgeteilt und von diesen durch Rundfunk und Presse verbreitet werden. Diese Vorhersagenreihe, die ersten regelmäßig zur Ausgabe gelangenden wissenschaftlich begründeten Witterungs-

vorhersagen für mehr als drei Tage, ist zunächst als ein groß angelegter, in aller Öffentlichkeit zur Durchführung kommender Versuch anzusehen. Dieser Versuch würde aber selbstverständlich nicht öffentlich durchgeführt werden, wenn nicht nahezu mit Sicherheit erwartet werden könnte, daß zum mindesten 80% der Vorhersagen auch eintreffen werden.

Zur Vorbereitung der Zehntagevorhersagen wurden zunächst von einer großen Zahl von Stationen Europas, Nordafrikas, Grönlands, der nordamerikanischen Ostküste und des nordatlantischen Ozeans die täglichen Beobachtungen von 38 Jahren gesammelt und so verarbeitet, daß für jeden Tag der Hochsommermonate in diesen 38 Jahren die Witterungsvorgeschichte und das dazugehörige Folgewetter zahlenmäßig und in Karten dargestellt werden konnte. Ausdaraus wurden aus diesem reichen Erfahrungsstoff die Beziehungen berechnet, die zwischen bestimmten vorausgegangenen Witterungserscheinungen und den nachfolgenden bestehen.

Diese Untersuchungen wurden für jedes Monatsdrittel gesondert durchgeführt, da nicht nur die meteorologischen Elemente selbst in Abhängigkeit von der Änderung der Tageslänge und der Sonnenhöhe einem Jahresgang unterworfen sind, sondern auch ihre Beziehungen unter sich von einem Monatsdrittel zum nächsten allmähliche Veränderungen und Verschiebungen erleiden.

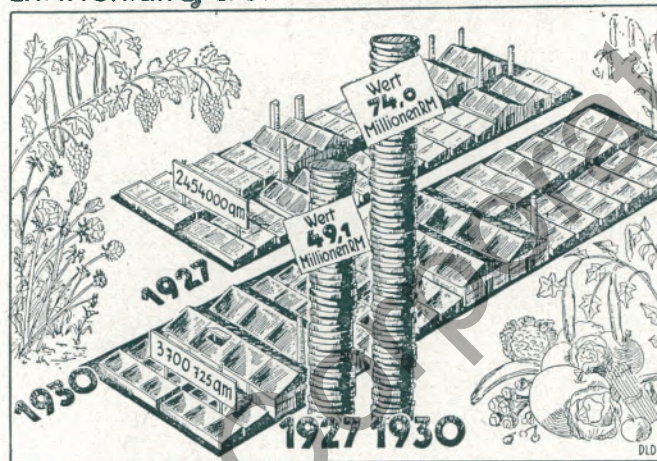
Um dem Fernstehenden eine Vorstellung von der geleisteten und noch zu leistenden Arbeit zu vermitteln, sei erwähnt, daß allein zur Vorbereitung der im zweiten Julidrittel zu gebenden Vorhersagen rund 80.000 Einzelbeobachtungen verarbeitet werden mußten. Daraus wurden 46.340 Mittelwerte verschiedener Art, 10.640 Luftdruckänderungen und 8.740 Temperaturänderungen berechnet; ferner wurden 187 Korrelationsstabellen aufgestellt, 1.520 Karten zur Darstellung der Witterungsvorgeschichte und ebenso viele für das Folgewetter gezeichnet und die Niederschlagsmengen, Luftkörper und andere Angaben für jeden einzelnen Tag des einem gedachten

Vorhersagetag folgenden zehntägigen Abschnitts und für mehrere Orte des vorgesehenen Vorhersagegebiets in 380 Tabellen übersichtlich zusammengefaßt.

Für die Vorausage der Witterung für längere Zeiträume, Monate und Jahreszeiten, genügt die Kenntnis der vorausgegangenen irdischen Wetterzustände nicht. Hier sind auch die von außen kommenden kosmischen Einflüsse zu berücksichtigen. Daß diese außerirdischen Einflüsse vor allem, vielleicht sogar ausschließlich, von der Sonne ausgehen würden, ist schon früher vermutet worden. Der Nachweis aber, daß die Ausstrahlung der Sonne in den Weltraum tatsächlich Schwankungen unterworfen ist und daß diese sich auch in den irdischen Witterungserscheinungen bemerkbar machen — dieser Nachweis ist erst in allerjüngster Zeit geglückt und bildet den zweiten großen Fortschritt auf dem Gebiete der langfristigen Witterungsvorhersage.

Die von der Sonne ausgehende Strahlung kann nicht unmittelbar gemessen werden, da ja die am Erdboden, in unseren Meßinstrumenten, ankommende Strahlung auf ihrem Weg durch die Lufthülle bereits erheblich geschwächt und in ihrer spektralen Zusammensetzung verändert

Entwicklung der deutschen Glaskulturen



Der Ausbau des deutschen Gartenbaues.

Die Zufuhr von Frühgemüse nach Deutschland, vorwiegend aus Holland und Dänemark, dann aber auch aus Italien, ist immer noch sehr bedeutend. Es ist deshalb von großer Wichtigkeit, daß durch den Ausbau der deutschen Gärtnereien die Aufzucht von Frühgemüse in deutschen Glashäusern in immer weiterem Umfang möglich wird. Die Regierung unterstützt diese Neuerrichtung von Glashäusern weitgehend, und so war es möglich, seit 1927 bis zum Ende des Jahres 1930 die unter Glasdach zur Verfügung stehende Gartenfläche um die Hälfte zu vermehren. Dementsprechend wurde auch der Wert der Glaskulturen von 49 Millionen RM. im Jahre 1927 auf beinahe 75 Millionen RM. Ende 1930 erhöht. Es wird so dem deutschen Gartenbau bald möglich sein, den Bedarf des deutschen Volkes an Frühgemüse aus den eigenen Gewächshäusern zu decken.

wurde. Die außerirdische Sonnenstrahlung kann daher aus den auf der Erde vorgenommenen Sonnenstrahlungsmessungen nur erschlossen werden, indem man den Trübungsgrad und Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Rechnung zieht. Als Maß für diese außerirdische Sonnenstrahlung dient die Solarkonstante. Man versteht darunter die Wärmemenge, die einem Quadratcentimeter an der Grenze der Atmosphäre, das heißt dort, wo wir ihre Dichte praktisch gleich Null setzen können, von der Sonne (bei mittlerer Entfernung der Erde von derselben) in einer Minute zugestrahlt wird.

Die Solarkonstante wird von Abbot und seinen Mitarbeitern auf einer Hochfläche in den hilenischen Anden fortlaufend bestimmt, seit 1919 nach einem Verfahren, durch das die irdischen Beeinflussungen weitgehend ausgeschaltet werden. Ein noch vorhandener leichter (irdisch bedingter) Jahresgang kann durch Zusammenfassung der Solarkonstantenwerte in Halbjahresmittel, die von Januar bis Juni und Juli bis Dezember genommen werden, beseitigt werden.

Zwei Jahre vor einem Sonnenfleckenminimum und zwei Jahre vor einem Sonnenfleckenmaximum ist der Luftdruck im Sommer in Mitteleuropa durchschnittlich hoch und der Sommer infolgedessen trocken. Diese Erscheinung läßt sich aus der Annahme, daß die Solarkonstante zwischen den Sonnenfleckenextremen gesteigert ist, erklären.

Besonders deutlich treten diese Zusammenhänge zutage, wenn man die Niederschlagsmenge speziell des Hochsommers (Juli und August) in Betracht zieht. In den letzten elf Sonnenfleckenzyklen, seit 1801, war der zweite Hochsommer vor dem Fleckenminimum in neun Fällen trocken. In den beiden Fällen, in denen er naß war, bestanden besondere Anomalien im Abfall der Sonnenfleckenkurve und waren die beiden vorangegangenen Hochsommer trocken. Will man noch weiter zurückgehen, so muß man die Angaben alter Chroniken zu Rate ziehen, da aus früheren Jahrhunderten keine zuverlässigen Niederschlagsbeobachtungen vorliegen. Es läßt sich da nicht mehr mit Sicherheit für jeden Hochsommer das Niederschlagsgepräge angeben. Aber das kann mit Bestimmtheit nachgewiesen werden, daß in den letzten 21 Sonnenfleckenzyklen, seit dem Jahr 1690, in den Jahren vom vierten Jahr vor dem Fleckenminimum bis zu diesem selbst in Deutschland niemals drei zu nasse Hochsommer hintereinander auftraten, während dies in anderen Teilen des Sonnenfleckenzyklus wiederholt vorkam. Aus der relativen Häufigkeit des Auftretens von drei aufeinanderfolgenden zu nassen Hochsommern läßt sich die Wahrscheinlichkeit dafür berechnen, daß das Fehlen solcher Folgen in den Jahren vor dem Sonnenfleckenminimum in den 21 Jahren rein zufällig zustande kam. Die sich hierfür ergebende Wahrscheinlichkeit ist so außerordentlich gering — von der Größenordnung 10 bis 4 —, daß das Vorliegen eines kausalen Zusammenhangs mit Zug und Recht angenommen werden kann.

Da wir jetzt wieder einem Sonnenfleckenminimum entgegengehen — es wird wahrscheinlich 1934, vielleicht auch schon 1933 eintreten — und da die beiden letzten Hochsommer in Deutschland zu naß waren, ist demnach anzunehmen, daß der Hochsommer 1932 im größten Teil Deutschlands trocken werden wird.

Da dieser Voraussage eine Regel zugrunde liegt, die bisher, in nahezu 250jähriger Beobachtung, ausnahmslos zutrifft, und da wir diese Regel auch physikalisch erklären können, so kommt ihr ohne Zweifel eine besonders große Eintreffwahrscheinlichkeit zu. Diese wird auch noch dadurch erhöht, daß das erwartete Ansteigen der Solarkonstante, wie neueste Meldungen aus Amerika besagen, tatsächlich eingetreten ist.

Aus der physikalischen Erklärung ergibt sich jedoch, daß durch das Eintreten besonderer Ereignisse, die die normale Auswirkung der Steigerung der Solarkonstante beeinträchtigen, unter Umständen das Eintreffen der Vorhersage vereitelt werden kann. Als ein solches Ereignis ist ein großer Vulkanausbruch eines Vulkans anzusehen; denn durch die ungeheuren Staub- und Aschenmassen, die durch solche Ausbrüche in die Luft geschleudert werden, wird die Sonnenstrahlung bedeutend geschwächt und erleidet der ganze Strahlungshaushalt der Atmosphäre eine Aenderung.

Ein solcher Vulkanausbruch hat inzwischen in Südamerika stattgefunden. Über die Ausmaße desselben fehlen aber zur Zeit noch zuverlässige Unterlagen.

Alle diese Untersuchungen erfordern ungemein viel Arbeit. Sie kann nur bewältigt werden, wenn die zur Zeit nur aus vier Personen bestehende Forschungsstelle — meines Wissens die einzige staatliche Stelle dieser Art auf der ganzen Welt — weiter ausgebaut wird.

Die Sparliste.

Aus „Lebensblätter“, Vierteljahrsheft der Allianz und Stuttgarter Lebensversicherungsbank.

Anregungen, wie und wo man sparen kann.

1. Über Einnahmen und Ausgaben Buch führen! Auch die kleinste Ausgabe notieren — Sie werden erstaunt sein, wie groß gerade die kleinen Ausgaben sind. Mindestens einen Monat durchführen, um zu sehen, was und wo zu sparen ist.

2. Das Einkommeneinteilen. Die voraussichtlichen Ausgaben von vornherein soweit wie möglich festlegen. Einen Posten für unvorhergesehene Ausgaben freilassen.

3. Soweit wie möglich Vorrate einkaufen. Nicht vierteljährswiese, sondern zehnpfundweise oder zentnerweise (Kartoffeln, Obst, Brenn-, Heizstoff usw.). Es ist billiger, für alle angenehmer; man erhält dann die Waren auch frei Haus, braucht sich nicht abzuschleppen. Rastertlingen usw. nicht stückweise, sondern dufendweise. Die Aufstellung der Einnahmen und Ausgaben zeigt, welche Mengen an Waren monatlich oder vierteljährlich gebraucht werden.

4. Was schadhaft ist, sofort instandsetzen, ehe der Schaden größer wird; 3. B. schadhafte Bremse, Loch im Strumpf, Scheibe am Wasserhahn (ehe die Überschwemmung da ist!), schadhafter Leitungsdraht (ehe es Kurzschluß oder Schlimmeres gibt!). Lieber Schadhaftes grundsätzlich nicht benutzen.

5. Niemals auf Abzahlung kaufen, da immer unvorteilhaft. Statt teilzahlen lieber zielsparen. Zielsparen bringt Zinsen — teilzahlen kostet Zinsen. Sie belasten Ihr noch gar nicht erhaltenes Einkommen mit einer Schuld, gehen Bedingungen ein, die sich gegen Sie auswirken können, zahlen einen Zuschlag obendrein. Groß werden Sie über das Erworbene doch erst, nachdem die letzte Rate gezahlt ist. Gewöhnen Sie auch Ihre Kinder an das Zielsparen, und überlassen Sie die Abzahlungskäufe solchen, die zum Zielsparen nicht den nötigen Willen aufbringen.

6. Gas oder Brennstoff sparen: Sparbrenner anbringen; aber nur gute: jede Gasgesellschaft erteilt Rat. Brenner sauber halten. Kochfließ zum Warmhalten und Garcochen; leicht selbst zu machen: mit Lappen und Zeitungspapier gefüllte Kiste. Thermosflasche; Wärmehauben (Kaffee-mützen). Pfeifflössel, die sich melden, wenn das Wasser kocht. Kochendes bei möglichst kleiner Flamme halten: mehr als kochen kann es doch nicht. Kein wärmeischluckendes, dickes Geschirr — Aluminium läßt die Hitze ungehindert durch. Flamme nicht über den Topfboden hinaus schlagen lassen. Beliebter Hausfrauentrick: doppelte Tagesportion kochen, aber die zweite Portion erst am übernächsten Tag geben, um Eintönigkeit zu vermeiden. Probieren Sie einmal, wieviel Sie durch diese Vorschläge an Ihrer Gasrechnung einsparen werden!

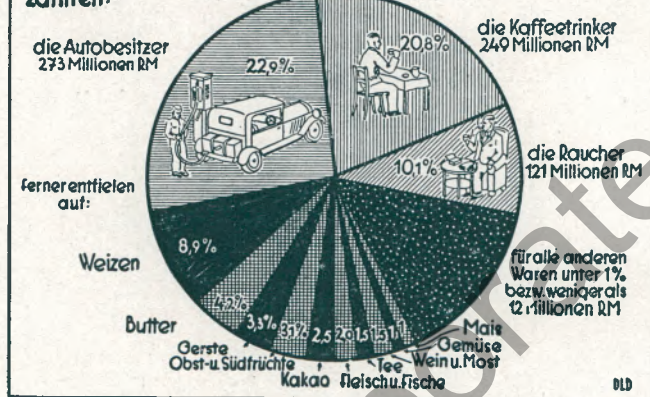
7. Heizstoff sparen: Nicht mehr Zimmer heizen als nötig. Das kleinste Zimmer heizt sich am billigsten! Die „Ecke am Ofen“ ist gemütlich und spart Heizstoff. Lüften — aber nicht auskühlen; also schnell und ausgiebig lüften, möglichst mit Durchzug, und dann Fenster zu: die Wände haben dann ihre Wärme nicht verloren. Fensterfugen, Türfugen abdichten. Lieber den Ofen umbauen als dauernd Wärmeverluste erleiden. Heizstoff im Sommer kaufen. Nichts fortwerfen, was im Winter heizen kann; 3. B. Zeitungspapier, eine Nacht in Wasser aufgeweicht, dann zu Rugeln geballt und getrocknet, gibt vorzüglichen Heizstoff. Bricketts in Zeitungspapier gewickelt, heizen besser.

8. Licht sparen: Keine lichtischluckenden Leuchtkörper oder dunklen

X/40

Wer zahlt die deutschen Zölle

Von 1,2 Mrd. RM Zolleinnahmen 1931 zahlten:



Die Verteilung der Zollverträge des Jahres 1931.

Im Kalenderjahr 1931 gingen insgesamt 1,194 Milliarden RM. an Zöllen ein, gegenüber 1,22 Milliarden RM. 1930. 11 Millionen RM. dieser Summe wurden nicht in bar bezahlt, sondern durch Hingabe von Einfuhrscheinen. Man muß bei Beurteilung dieser Zahlen bedenken, daß die Einfuhr im letzten Jahre gegenüber dem Vorjahre ganz bedeutend zurückgegangen ist, gewichtsmäßig um rund 30 Prozent. Wären die Zölle für einige Waren nicht bedeutend erhöht worden, so wären automatisch die Zolleinnahmen um ein Drittel zurückgegangen. Das Bild zeigt, daß die sogenannten Finanzzölle (die Zölle auf Kaffee, Tee, Kakao, Rohtabak und Mineralöle) im Jahre 1931 weit über die Hälfte der gesamten Zolleinnahmen brachten, während diese noch vor drei Jahren erst etwas über ein Drittel ausmachten. Nach Hauptwarengruppen geordnet, brachten Lebensmittel 56.5 Prozent, Rohstoffe 35.1 Prozent und Fertigwaren 8.4 Prozent der gesamten Zolleinkünfte.

Lampenschirme. Licht günstig anbringen. Nicht mehr Räume beleuchten als nötig. Aber nicht die Augen verderben: im Gegenteil, Licht sparen und Gesundheit gewinnen, indem wir früher schlafen und früher aufstehen, statt die Nacht zum Tag zu machen.

9. Strom sparen: Nicht elektrisch kochen, bügeln, waschen, wenn Gas billiger. Nicht Gas, wenn Kohle oder Holz billiger.

10. Kumpelkammer durchsehen.

Brauchbares instandsetzen und benutzen, besonders wenn dadurch Ersparnisse erzieltbar (z. B. Fahrrad). Eine neue Politur, ein neuer Anstrich kann Wunder tun. Alte Möbel lassen sich modernisieren, wenn wir ihre gedrehtesten Teile abnehmen oder abhobeln.

11. Unbrauchbares aber ohne Bedauern fort. Nicht die eigene Wohnung zur Kumpelkammer machen; die Wohnung ist für Menschen, nicht für Möbel und Kram. Was das Pflegen nicht wert, ist auch das Behalten nicht wert. Also was nicht wirklich gebraucht wird, verkaufen, auch wenn man glaubt, sich nicht davon trennen zu können.

12. Können Sie oder Ihre Kinder Fahr- geld sparen durch ein Fahrrad? Oder dadurch, daß Sie Ihre Wohnung näher an die Arbeitsstätte legen? Benutzen Sie die billigste Verbindung (Straßenbahn, Omnibus, Eisenbahn), auch wenn Sie etwas weiter zu gehen haben? Ein kurzer Fußweg morgens und abends in jedem Wetter kann Ihrer Gesundheit nur dienen: also wieder Geld- und Gesundheitsgewinn.

13. Fähigkeiten und Liebhabereien verwerten — auch wenn Sie dadurch zunächst „nur“ Werte schaffen statt Geld. Es lohnt schließlich doch einmal, und gerade dann, wenn man es am wenigsten erwartet. Unterricht in Sprachen, Musik, Buchführung, Kurseschrift nehmen und geben — vielleicht austauschen. Nachhilfestunden. An ernsthaften Wettbewerben teilnehmen. Basteln, schneiden lernen und die Kinder lehren; die Tochter im Haushalt anlernen oder Hausdame annehmen — beide Teile gewinnen dadurch. Wer etwas nebenbei kann, hat nicht alles auf eine Karte gesetzt.

14. Augen auf für vorteilhafte Kaufmöglichkeiten. Anzeigen in Zeitungen oder Zeitschriften durchlesen, oder selbst eine Anzeige einlegen. Nicht glauben, daß nur die alten Lieferanten herangezogen werden dürfen, wenigstens Vergleichsangebote einholen. Druckfachen von vertrauenswürdigen auswärtigen Häusern anfordern.

15. Alles zu seiner Zeit: Spargel zur Hauptspargelzeit usw., Inventurkäufe zur Inventurzeit, Kohlen im Sommer. Im Kalender vormerken. Lieber ein paar Tage oder Wochen warten.

16. Wenn jetzige Wohnung nicht voll ausgenutzt oder wenn die Einrichtung sich durch Verkaufen des Überflüssigen verkleinern läßt, kleinere Wohnung mit niedrigerer Miete nehmen. Oder entbehrliche Räume vermieten.

17. Nicht in teurer Gegend kaufen, auch nicht, wenn man da wohnt. Sammeleinkauf in günstigerer Gegend. Preise vergleichen, ehe man kauft.

18. Öffentliche oder private Einrichtungen benutzen: Auskunftsteien, Beratungsstellen, Büchereien, Leshallen, Museen, Parks, Sammlungen, Schreibstuben.

19. Bei Anschaffungen stets vorher prüfen: muß die Anschaffung sein? (Warum ging es bisher auch so?) Wenn ja: kann man sich den Gegenstand selber machen? Wenn nein: kann man ihn durch Tausch erwerben? (Kleine Anzeigen in der Zeitung nachsehen.)

20. Nie das Glänzendere kaufen, sondern das Gediegenere, Haltbarere. Garantie geben lassen (Vorsicht, wenn sie verweigert oder nur kurz befristet wird). Nur das kaufen, was uns das Geld wirklich wert ist. Jeden Kauf außer der Reihe vorher durchsprechen.

21. Beim Einkauf besonders beachten, ob man sich laufende Kosten kauft. Wieviel Jahre wollen Sie den Gegenstand haben, und wieviel Geld wird er Sie in dieser Zeit kosten? z. B. statt Röhrenapparat lieber guten Detektor — mehr als einen Sender kann man doch nicht hören.

22. Überflüssige Vereinsmitgliedschaften kündigen. Wenigstens genau prüfen, ob die Vorteile Zeit und Kosten lohnen.

23. Alle gesetzlich zulässigen Steuerersparnisse ausnützen. z. B. bestehen für Lebensversicherte wichtige Steuerbegünstigungen.

24. Keine unnötigen Portoaussgaben. Zwei Pakete von je 5 Kilo sind meist billiger als eins von 10 Kilo. Brief mit Drucksachenbeilage kann billiger sein, wenn man beides getrennt schickt. Auf einer Postkarte läßt sich mehr mitteilen als auf zehn Telegrammen. Neuer Posttarif ist zum Teil niedriger.

25. Häusliche Geselligkeit pflegen. Erfahrungen auch über das Sparen austauschen. Anregungen geben und nehmen.

26. Personalverminderung? Kinder zur Hilfe mit heranziehen. Laßt sie ein Handwerk lernen (es kann für sie einmal wichtiger sein als der Doktorgrad) und bewertet es im Hause!

27. Keine „Geschenkartikel“ zu Geburtstagen usw. Nichts, was laufend Geld kostet. Führen Sie die gute alte Sitte des Wünschens wieder ein! Praktisch schenken, und wenn es ein (gewünschtes) Duzend Taschentücher ist. Lieber kleinen Gutschein als großen Land.

28. Sorgsame Kleiderpflege. Arbeits- und Schutzkleidung. Papiermanschetten, mit Klammern befestigt, als Armschoner (heute braucht sich keiner zu genieren). Einlegesohlen, aus Pappe selbst geschnitten, schonen Strümpfe und Füße vor Nägeln. Olen erhöht die Lebensdauer der Schuhe. Kleider stets auf den Bügel hängen spart Bügeln. Ein Stülphen ist bequem und schon die Hosen.

29. Bei Maschinen und Apparaten lohnt sich die Pflege besonders und spart viel Reparaturen (Nähmaschine, Fahrrad, Motorrad, Sportgeräte, Küchenmaschinen). Rasierlingen lassen sich ebenso an einem Lederriemen abstreichen wie Rasiermesser.

30. Abfälle und Reste im Haushalt verwerten (beim Kochen, Schneidern, Heizen, Basteln). z. B. aus Schachteln oder Kisten: Regale, Schränkchen, Spielzeug, Obstkörben, Fahrtrische, Hocker, Fußbank, Nähkasten, Kochtische, Eierschränken, Wandbrett usw. Aus Korken: Spielzeug, Messerpufer usw.

31. Größte Vorsicht in allen Geldsachen! Rechnungen genau prüfen, Unterschriften nur nach sorgfältigem Durchlesen geben — beides besonders dann, wenn man gedrängt wird.

32. Gemeinsames Wirtschaften mit befreundeten Familien, z. B. gemeinsamer und dadurch verbilligter Einkauf, gemeinsame Waschküche, gemeinsamer Fernsprecher. Beziehungen zum Lande pflegen.

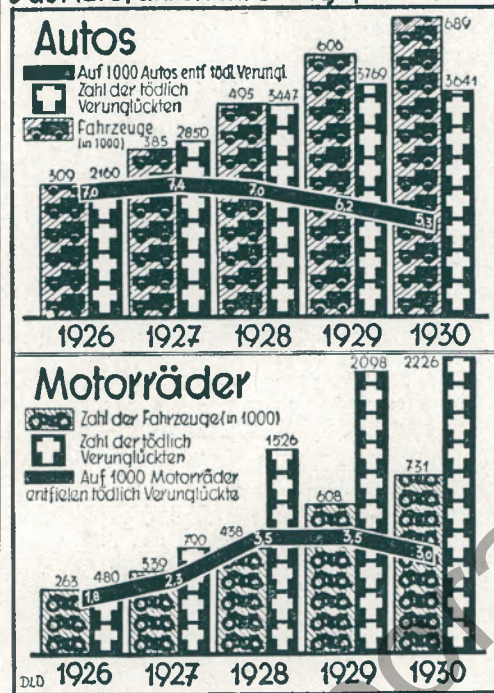
Ein Einschreibebrief für 5 Pfennig?

Aus dem „Kurzberichter“, Berlin.

In jedem Betriebe oder Geschäft werden jährlich je nach dessen Umfang Hunderte von Einschreibebriefen abgesandt, um mit wenigen Zeilen Aufhebung von Verträgen, Annullierungen oder sonstige wichtige Geschäftsvorfälle gegen postalische Sicherung zu übermitteln. Ein jeder Einschreibebrief kostet bei normalem Gewicht 42 Pfennig Porto.

Diese 42 Pfennig kann man ganz oder bis zu drei Viertel sparen, wenn man seine zu sichernde Mitteilung auf den Postcheckempfangsabschnitt gelegentlich einer Überweisung schreibt. Ein Postcheckkonto hat heute fast jede Firma, und die Post verbucht bekanntlich Postchecküberweisungen sehr peinlich. Liegt jedoch an den Empfänger einer wichtigen geschäftlichen Mitteilung bei Abfinden derselben eine Zahlungsleistung nicht vor, dann schenkt man ihm 5 oder 10 Pfennig, überweist sie durch Postcheck und schreibt auf den Empfängerabschnitt seine wichtige Mitteilung. Der Empfänger liest diese auf alle Fälle, denn er prüft bestimmt nach, weshalb ihm 5 oder 10 Pfennig auf sein Konto überwiesen werden. Man spart in solchem Falle immer noch 37 bzw. 32 Pfennig und hat mit gleicher Sicherheit den teureren Einschreibebrief ersetzt. Im Laufe eines Jahres ergibt das eine hübsche Ersparnis. —

Das Autofahren wird ungefährlicher



Verhältnismäßig weniger Autounfälle.

Die Zahl der Autos, die in Deutschland täglich über die Straße fahren, hat sich in den letzten fünf Jahren mehr als verdoppelt, die der Motorräder mehr als verdreifacht. Zum Glück hat sich die Zahl der tödlich verlaufenden Unfälle nicht im gleichen Maße gesteigert. Im Jahre 1927 entfielen auf tausend Autos, die in Deutschland zugelassen waren, noch 7,4 tödlich verlaufene Unglücksfälle. Im Jahre 1930 waren es nur noch 5,3. Infolge der technischen Verbesserung der Wagen, der Durchführung der verkehrspolizeilichen Vorschriften wurde das Autofahren ganz bedeutend ungefährlicher. Bei den Motorradfahrern sind entsprechend der geringeren Anzahl der beförderten Personen die Unfallziffern an und für sich geringer. Andererseits ist aber die Zahl der tödlichen Unglücksfälle von Motorradfahrern verhältnismäßig viel stärker angestiegen. Erst in den letzten zwei Jahren wird auch bei den Motorrädern die Zahl der tödlich Verunglückten, berechnet auf tausend zugelassene Motorräder, etwas niedriger. Man kann sich ja ein richtiges Bild nur machen, wenn man bedenkt, daß in einem Auto durchschnittlich 4 bis 5 Personen befördert werden, während das Motorrad nur 1 bis 2 Personen befördert. Berechnet auf tausend Fahrzeuge, dürfte also bei den Motorrädern nur etwa ein Drittel der bei den Autos tödlich Verunglückten gezählt werden.

zu drei Viertel sparen, wenn man seine zu sichernde Mitteilung auf den Postcheckempfangsabschnitt gelegentlich einer Überweisung schreibt. Ein Postcheckkonto hat heute fast jede Firma, und die Post verbucht bekanntlich Postchecküberweisungen sehr peinlich. Liegt jedoch an den Empfänger einer wichtigen geschäftlichen Mitteilung bei Abfinden derselben eine Zahlungsleistung nicht vor, dann schenkt man ihm 5 oder 10 Pfennig, überweist sie durch Postcheck und schreibt auf den Empfängerabschnitt seine wichtige Mitteilung. Der Empfänger liest diese auf alle Fälle, denn er prüft bestimmt nach, weshalb ihm 5 oder 10 Pfennig auf sein Konto überwiesen werden. Man spart in solchem Falle immer noch 37 bzw. 32 Pfennig und hat mit gleicher Sicherheit den teureren Einschreibebrief ersetzt. Im Laufe eines Jahres ergibt das eine hübsche Ersparnis. —

Technische Gedenktage.

1. 10. 1870 starb Emil Langen zu Salzgitter. Er gehörte einer Familie an, die in der rheinischen Industrie einen guten Ruf hatte. Sein Vater kaufte Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Friedrich-Wilhelms-Hütte in Troisdorf bei Siegburg, deren Leitung Emil Langen nach einigen Jahren übernahm. Er baute die Hütte nach damals neuzeitlichen Gesichtspunkten aus und erweiterte die Gießerei und Maschinenfabrik. 1861 erfand er einen Glockenverschluß für Hochöfen, der auch bei zentraler Gasableitung verwendbar war. Das Heben und Senken der Verschlässe erfolgte anfänglich von Hand, später durch Dampf. Im nächsten Jahre entdeckte Emil Langen die hydraulischen Eigenschaften der granulierten Hochofenschlacke und benutzte sie zur Mörtelbereitung. Ende der sechziger Jahre übernahm er die Leitung des Eisenwerkes zu Salzgitter, wo er sich besonders um die Verwendung der Feinerze Verdienste erworben hat. Als eines Tages Schwierigkeiten bei einem neu zugestellten Hochofen eintraten und Langen versuchte, diese zu beheben, erfolgte ein Gestelldurchbruch des Hochofens, bei dem er sich starke Verbrennungen zuzog, die dann seinen Tod im Gefolge hatten.

2. 10. 1853 starb in Köln Dominique François Arago. Er besuchte die Ecole Polytechnique in Paris und beschäftigte sich zunächst mit Maßeinheiten. 1806 erhielt er von der französischen Regierung den Auftrag, Messungen zur Feststellung der Länge des Erdumfangs zu machen, um dadurch eine Grundlage für die Festsetzung der Maßeinheit zu geben. Arago errichtete zu diesem Zwecke ein Meßstation auf den Balearen, mußte aber im Jahre 1807 seine Arbeit unterbrechen, da zwischen Frankreich und Spanien der Krieg ausgebrochen war. Nach wechselvollem Schicksal — er wurde wiederholt als Spion verhaftet und lange Zeit gefangen gehalten — gelang es ihm im Jahre 1809, wieder in seine Heimat zu kommen. Er wurde dann zum Professor an der Ecole Polytechnique ernannt und beschäftigte sich zunächst mit optischen Untersuchungen, dann folgten Arbeiten über die Spannkraft des Wasserdampfes und endlich Forschungen auf elektrisch-physikalischem Gebiete. Auch gelang es ihm, festzustellen, daß Eisen und Stahl unter der Einwirkung eines elektrischen Stromes magnetische Eigenschaften annehmen. Diese Feststellungen sind später für die Dynamo- und Elektromotoren von Bedeutung gewesen.

5. 10. 1884 starb infolge eines Unfalles Heinrich Erdmann. Als ausgezeichnetem Konstrukteur gelang es ihm nicht allein wesentliche Verbesserungen im Walzwerksbau durchzuführen, sondern vor allem ist sein Name bekannt geworden durch den Bau des ersten Panzerplattenwalzwerks, das die Duisburger Maschinenbau A.-G., die heutige Demag A.-G., für die Dillinger Hüttenwerke im Jahre 1877 ausführte. Bis dahin hatte die deutsche Marine ihre Panzerplatten noch vom Auslande bezogen. Das Wagnis, ein solches Walzwerk zu bauen, war damals ungeheuer groß, zumal auch noch die Verarbeitungsmaschinen für die fertigen Panzerplatten geschaffen werden mußten. Aber die Ausführung der gesamten Anlage gelang ausgezeichnet, und so konnte dann Mitte Oktober 1877 die erste Panzerplatte in Dillingen gewalzt werden.

8. 10. 1759 wurde zu Brachwitz bei Halle an der Saale August Friedrich Alexander von Cöversmann geboren. Er studierte in Berlin Chemie, begleitete 1780 den Minister v. Heinitz auf einer Studienreise nach Westfalen, erhielt 1781 den Titel eines Bergkommissärs mit dem Auftrage, die Fabriken und Bergwerke der Grafschaft Mark zu bereisen. Nach Rückkehr von einer bergmännischen Reise durch England und Schottland im November 1784 wurde er als Bergrat, Kriegssteuererrat und Fabrikenkommissär der Grafschaft Mark angestellt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena (1806), die auch seine Tätigkeit gehemmt hatte, lehnte er das Anerbieten einer Dienstleistung in dem von Napoleon geschaffenen Großherzogtum Berg ab, nahm dagegen eine Berufung nach Rußland an, wo er zuerst Berg- und Hüttenwerke im Ural leitete und dann im Auftrage von Kaiser Alexander die Waffenfabrik zu Slatoust errichtete, für welche er deutsche Arbeiter aus Solingen, Remscheid und Klingenthal heranzog. Er schied 1818 aus dem russischen Dienste und verlebte die letzten Jahre seines Lebens in Berlin als Privatmann. Das bekannteste seiner Werke ist die „Uebersicht der Eisen- und Stahlerzeugung auf Wasserwerken in den Ländern zwischen der Lahn und Lippe“, Dortmund 1804/05.

13. 10. 1841 wurde in Candor (N. Y., USA.) Charles Wallace Hunt geboren. Nach seiner Ausbildung zum Zivilingenieur wurde er Kohlenhändler und verbesserte als solcher die Förderverfahren, mit denen man die Kohlen von den Schiffen auf die Lagerplätze hob. 1872 begann er, solche Förderanlagen selbst zu bauen, die die Transportkosten auf etwa 10% der früheren Kosten herabbrückten.

Besonders trug zur Hebung der Wirtschaftlichkeit solcher Förderanlagen ein von ihm gebauter selbstfällender Greifer bei, der noch heute unter dem Namen seines Konstrukteurs bekannt ist. In späteren Jahren widmete er sich noch der Förderung der Kohle in die Kesselräume und der Abfuhr der Asche. Seine Einrichtungen sind nicht nur in Amerika, sondern auch in England und Deutschland viel verbreitet worden.

13. 10. 1863 wurde in Royan August Rateau geboren. Nach seiner Ingenieurausbildung wandte er sich dem Dampfturbinenbau zu und wurde 1888 Professor an der Bergschule zu St. Etienne. 1897 baute er eine vielstufige Gleichdruckdampfturbine, die auf der Ausstellung in Paris im Jahre 1900 große Beachtung fand und später mit Erfolg in die Praxis eingeführt wurde. Auch sein vielstufiger Turbo-Kompressor sowie sein Abdampfspeicher trugen zur Wirtschaftlichkeit des modernen Dampfbetriebes ganz wesentlich bei. Er begründete eine besondere Gesellschaft, die „Société Rateau“, zur Ausführung seiner Pläne, die sich zu einem bedeutenden Industrieunternehmen entwickelte. Rateau war einer der erfolgreichsten Ingenieure auf dem Gebiete des Kreiselmashinenbaues.

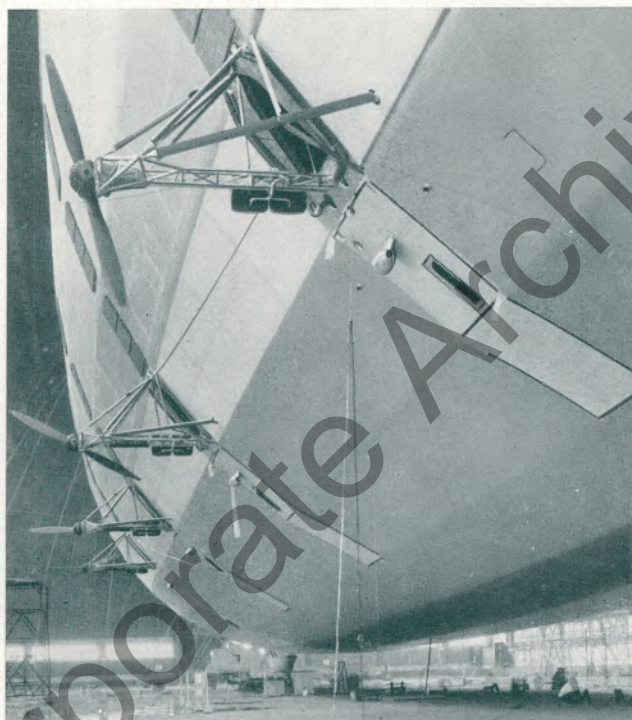
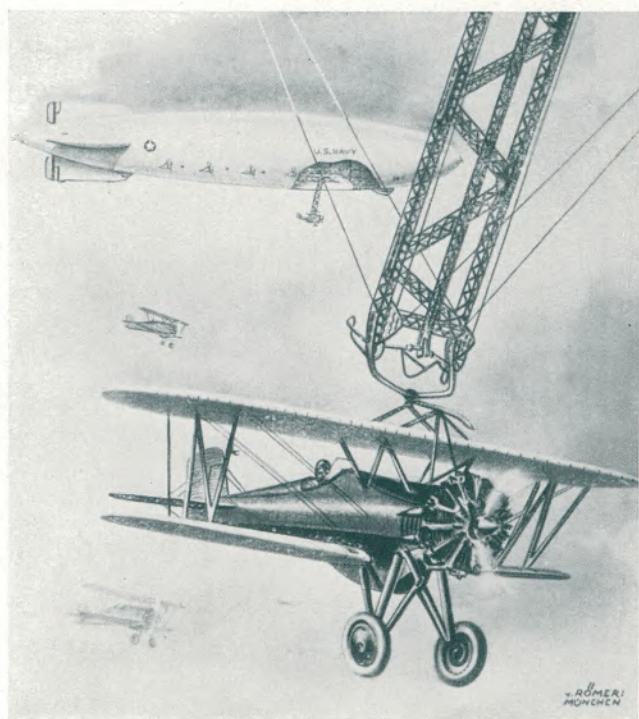
15. 10. 1858 wurde Ljard Schwarz in Stettin geboren. Er wandte sich dem Schiffbau zu und trat nach beendetem Studium als Ingenieur-aspirant in die Kaiserliche Marine ein. 1886 kam er als Baumeister zur Werft in Kiel und wurde bald darauf in die Konstruktionsabteilung der Admiralität nach Berlin berufen. Später übernahm er in Wilhelmshaven den Bau von zwei Schiffen der Kaiserklasse. Seine weitere Tätigkeit im Reichsmarineamt befaßte sich vor allem mit den Ausführungen für die Linienschiffe der Wittelsbach- und Braunschweig-Klasse. Seit 1907 leitete er auf der Kieler Werft die Neubauarbeiten zahlreicher Kreuzer und Linienschiffe. Auch studierte er im Auftrage des Reichsmarineamtes eingehend die deutschen und ausländischen Schiffswerften und legte seine Erfahrungen in verschiedenen Werken literarisch nieder.

25. 10. 1884 starb Alberto Castigliano. Als Sohn armer Eltern in Asti geboren, bildete er sich in Turin als Lehrer für technische Schulen aus. Nachdem er eine Lehrstelle am technischen Institut in Turin erhalten hatte, studierte er weiter an der kgl. Ingenieurschule. In seiner Diplomarbeit entwickelte er bereits die Grundlagen seiner Lehraufgabe über die Formänderungsarbeit, die für die technische Mechanik von großer Bedeutung geworden sind. Er erreichte ein Alter von nur 36 Jahren.

26. 10. 1810 wurde zu Paris Jacques Eugène Armengaud geboren. Neben seiner Tätigkeit als beratender Ingenieur ist Armengaud hauptsächlich durch seine technische Schriftstellerei berühmt geworden. 1835 begann er mit der Veröffentlichung von Zeichnungen mit erläuterndem Text über alle neuen Maschinen und Apparate. Besonders durch die beigegebenen klaren Zeichnungen vermittelte er jener an technischer Literatur armen Zeit die Kenntnis neuer Konstruktionen und die Anregung zu neuen Entwürfen. Auch gab er über einzelne Gebiete der Technik Monographien heraus; so beispielsweise über Eisenbahn, über Wasser- und Dampfkraftmaschinen, über Werkzeugmaschinen und über die Metallurgie unter Einfluß der für dieses Gebiet in Betracht kommenden Roh- und Brennstoffe. Als beratender Ingenieur übte er hauptsächlich die Tätigkeit der heutigen Patentanwälte aus. Im Nebenamt war er als Lehrer am Conservatoire des Arts Métiers tätig.

30. 10. 1893 starb in Berlin Hermann August Seger. Nach Abschluß seiner chemischen Studien war er an verschiedenen Stellen in der chemischen Industrie tätig, widmete sich aber schließlich ganz der Tonindustrie. Er erkannte, daß auf diesem Gebiete die wissenschaftliche Erkenntnis noch sehr wenig Eingang gefunden hatte. Nachdem er sich durch Studienreisen in Deutschland, Belgien, England und Ungarn ein Bild von dem Stande der Tonwarenindustrie gemacht hatte, trat er in das Laboratorium der von Hoffmann und Türschmied geleiteten „Deutschen Töpfer- und Ziegler-Zeitung“ ein. Mit diesen beiden Männern legte er die Grundlage zur heutigen Tonchemie. 1877 gründete er eine eigene Zeitschrift „Die Tonindustrie-Zeitung“, und im nächsten Jahre wurde ihm die Leitung der chemisch-technischen Versuchsanstalt der königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin übertragen. Neben vielfachen Arbeiten über die Zusammensetzung der Masse für Steingut und Porzellan erfand er im Jahre 1886 die Seger-Regel, kleine Tonkegel, deren Masse verschiedene Schmelzpunkte aufweist, die genau bekannt sind. Diese Regel bildeten für die Temperaturmessung ein ganz hervorragendes Hilfsmittel.

Fortschritte der Technik



Flugzeughaltestelle „Luftschiff Akron“! Bitte umsteigen, Luftsteig I!

Die neuen amerikanischen Luftschiffe „Akron“ und „Los Angeles“ haben eine Landevorrichtung für Flugzeuge.

Kurier-Flugzeuge, die durch eine besondere Fangvorrichtung während der Fahrt an Bord des Luftschiffes geholt und wieder gestartet werden können. Dadurch ist der Austausch wichtiger Postsendungen, eblt von Fluggästen, während des Fluges möglich.

Weil die „Akron“ keine Motorengondeln besitzt, ist das An- und Abfliegen der Bordflugzeuge sehr erleichtert. Man erkennt die Ausleger-Propeller an den Seiten, die Unterseite ist frei.

(Archiv: v. Römer)

Ozeandampfer als Flugzeuginsel. — „Träumt ihr den Friedenstag?“ — Sinn und Unsinn von Rekordgeschwindigkeiten. — Rühle mit Kohlenäure! — „Hier Afrika, bitte einmal europäisches Klima für mein Wohngebäude!“ — Straßen aus Stahl und Gußeisen. — Das holzgeheizte Dampfsauto. — Von Vitaminen, Hormonen, Reimspitzen und Algar-Algar.

Im Maiheft 1932 wurde hier berichtet über den traurigen Ausgang, den das amerikanische Unternehmen zur Schaffung von Flugzeuginseln im Atlantischen Ozean genommen hat. Inzwischen hat nun Deutschland diesen Plan aufgegriffen, um den Postdienst nach Südamerika zu beschleunigen. Allerdings wird es eine Flugzeuginsel mit sehr viel beschleunigten Mitteln einrichten, indem es als Landestation einfach den Lloyd-Dampfer „Westfalen“ verwendet, der mit Katapult- und Landevorrichtung ausgestattet wird und dann mitten im Ozean vor Anker geht. Daß dieses möglich ist, verdanken wir der Erfahrung der Meteorexpedition, die zwei Jahre lang im Atlantischen Ozean systematische Tiefseemessungen vorgenommen hat und dabei ebenfalls mitten im Ozean an einem dünnen Drahtseil fest vor Anker ging.

Das Flugwesen weiß immer wieder mit neuen Spitzenleistungen aufzuwarten. Manchmal sind sie nicht einmal sehr erfreulich, wie z. B. die gewaltigen Fortschritte, die man in Amerika im Bau von Bombenflugzeugen erzielt hat. Die neuesten Konstruktionen mittelschwerer Bombenflugzeuge erreichen dort Geschwindigkeiten von 350 bis 400 Stundenkilometer. Dabei hat das Flugzeug außer der Bombenlast auch noch eine Bewaffnung von mehreren Maschinengewehren. Damit kommen die Bombenflugzeuge in ihrer Geschwindigkeit schon nahe an die bisherigen Kampfflugzeuge heran. Dies kennzeichnet ihre außerordentliche Gefährlichkeit. Bislang maß man den schweren Bombenflugzeugen eine geringere Bedeutung bei, weil man glaubte, daß sie wegen ihrer geringeren Beweglichkeit vorwiegend nur zu Nachtangriffen eingesetzt werden könnten. Bei den nunmehr erzielten Geschwindigkeiten ist diese Vorsicht nicht mehr nötig. Derartig schnelle Bombenflugzeuge werden ihre Angriffe auch bei Tage durchführen können, um so mehr als sie auch ein ganz außerordentliches Steigvermögen haben. Um diese Leistungen herauszuholen, hat man selbst das schwere Jagdflugzeug dieser Flugzeuge einziehbar gemacht; so erzielt man möglichst gute aerodynamische Verhältnisse. Durch diese Fortschritte

erlangen die Schnelligkeitsrekorde der Flugzeuge nun doch eine erhebliche praktische Bedeutung. Man sieht deutlich, daß die Jagdflugzeuge den Geschwindigkeitsrekorden nachdrängen. Im Vorjahre erreichte der Engländer Stainsforth bereits 654 Stundenkilometer. Es scheinen danach noch weitere Steigerungen leicht möglich zu sein.

Der Amerikaner Gar Wood hat mit seinem Rennboot „Miss Amerika X“ eine Stundengeschwindigkeit von 201 Kilometer erreicht. Sein Boot hat vier zwölf-Zylinder-Packard-Motoren von je 1600 PS. Auch in diesem Falle scheint dieser Rekord ohne jede praktische Bedeutung, der Aufwand an Motorenkraft außerhalb aller wirtschaftlichen Grenzen. Aber in zwei, drei Jahren wird man vielleicht auch hier eine praktische Seite entdeckt haben.

In der heutigen Zeit erscheint es allerdings fast schwerer, die Anwendung technischer Höchstleistungen für die Wirklichkeit, für die Wirtschaft zu organisieren, als technische Spitzenleistungen zu erzielen. In gewisser Weise ist für diese Auffassung auch unser deutsches Luftschiff Do X anzuführen, für das eine wirtschaftliche Verwendung nicht geboten wird.

Seit Jahren ist die Möglichkeit bekannt, die feste Kohlenäure an Stelle von Eis zu Kühlzwecken zu verwenden. Aber wenigstens in Deutschland will es trotz jahrelanger Bemühungen nicht gelingen, den für eine größere Produktion notwendigen Absatz zu schaffen. Es fehlt bei uns die Notwendigkeit, große Eisenbahntransporte kühlgelassen, die den Aufschwung der amerikanischen Kohlenäureeisindustrie herbeigeführt hat. In der letzten Zeit sind allerdings in Deutschland Verbesserungen gefunden worden, die einen weiten Abnehmerkreis interessieren dürften. Man arbeitet nämlich daran, die Kohlenäure für die Herstellung von Mineralwässern im Haushalt heranzuziehen, sowie auch zur Bereitung von Speiseeis. Im nächsten Frühjahr werden dafür wohl ganz einfache Apparate sowie handelsübliche Packungen von einem Kilo fester Kohlenäure im Handel erscheinen.

Noch andere technische Fortschritte sind geeignet, das Leben angenehmer zu machen. So hat man z. B. eine wasserbeständige Zündholzreibfläche hergestellt, indem man die Leimschicht des Bindemittels mit Formaldehyd härtet und auf diese Weise wasserfest macht. Da diese Verbesserung nicht sehr kostspielig ist, wird sie Seiner Majestät dem Käufer hoffentlich bald ohne Mehrpreis allenthalben zur Verfügung stehen. Auch die Fabrikation eines geruchlosen Lebertrans ist nicht zu unterschätzen. Man hatte das erreicht durch die restlose Entwässerung des Lebertrans; man hatte nämlich festgestellt, daß der Geruch auf Zersetzungsprodukte von Eiweiß zurückzuführen ist, die mit dem Rest von Wasser ebenfalls beseitigt werden. In England hat man ein Verfahren entwickelt, um das Zerkrümmen der Textilien zu verhindern. Man imprägniert dazu die Baumwolle, das Leinen oder die Seide mit einer Lösung von synthetischem Harz, das ähnlich wie ein Farbstoff aufgenommen wird. Die ersten Erzeugnisse dieser Art sind in England als Krawatten auf den Markt gekommen, und in Kürze sollen billige Kleiderstoffe dieser Art erscheinen. Für die Damen wird das sicher eine große Annehmlichkeit darstellen, wenn sie nicht immer wieder ihre Kleider bügeln oder bügeln lassen müssen. Allerdings könnte es doch noch eine Enttäuschung geben; es wäre nicht die erste. Die Engländer berichten sehr gern über neue Webstühle, neue Textilien usw., um damit für ihre Industrie etwas Neuland zu machen.

In der Textilindustrie verwendet man schon seit vielen Jahren sogenannte Klimaanlagen, mit denen vor allem der Feuchtigkeitseffekt und neuerdings auch die Lufttemperatur geregelt werden. In Amerika hat man sich schon seit längerer Zeit mit den Möglichkeiten beschäftigt, diese Verfahren auch für die Bequemlichkeit des Wohnens nutzbar zu machen. Bürogebäude sind in Amerika schon wiederholt mit derartigen Lüfterneuerungsanlagen ausgerüstet worden. Das Prinzip ist etwa das der Lüftung, das heißt es wird durch Schächte die Luft den Räumen durch einen Ventilator zugeführt. Der Unterschied besteht nur darin, daß Vorrichtungen vorgesehen sind, die nicht nur eine Erwärmung der Luft, sondern auch eine Reinigung von Staub, eine Befeuchtung oder Trocknung und im Sommer unter Umständen auch eine Kühlung ermöglichen. Man hat mit amerikanischer Sorgfalt ausgerechnet, daß sich auf diese Weise ganz außerordentlich große Mengen von Stahlblechen absetzen ließen, und ähnlich wie vor kurzem davon die Rede war, auf dem Stahlhaus eine neue Großindustrie entsprechend der des Autos aufzubauen, so denkt man jetzt in ähnlicher Weise eine Industrie der „Klimaanlagen“ zu schaffen.

Nun hat man zwar gerade durch neuere Forschungen festgestellt, daß für den Menschen die Klimaverhältnisse seiner unmittelbaren Umgebung, das sogenannte Kleinklima, von großem Einfluß ist, aber man wird wohl nicht an der Tatsache vorbeikommen, daß eine derartige Industrie doch eine ausgesprochene Luxusindustrie wäre, auf deren Erzeugnissen man nicht allzusehr verzichten kann, wenn es sein muß. Die erwähnten Kleinklimaforschungen haben übrigens auch ergeben, daß im Sommer in den Städten eine so unerträgliche Hitze verursacht wird durch den Rauchschleier, der über den Städten lagert, und eine Wiederausstrahlung der Wärme verhindert. Es liegt hier also eine gewisse Parallele vor zum Nebel, der den Frost verhindert. Man hat bekanntlich versucht, auf dieser Eigenschaft des Nebels einen Frostschutz für die Landwirtschaft aufzubauen, was aber noch nicht recht gelungen ist. Es ist also immer noch die Frage, ob es nicht zweckmäßiger ist, zunächst an diese Aufgabe heranzugehen, das heißt die Rauchplage der Großstädte energischer als das bisher geschehen ist, zu bekämpfen. Jedenfalls scheint dieser Weg, wenigstens für das gemäßigtere Klima, der richtigere. Gegenüber unseren bisherigen Heizungssystemen würden nämlich die Klimaanlagen doch nur wenige Wochen im Jahre, und zwar zur Milderung der hochsommerlichen Hitze praktische Dienste leisten. Etwas anderes ist es allerdings in den heißen Ländern. Dort kann man durch planmäßige Ausstattung der Wohnungen und Arbeitsstätten mit solchen Klimaanlagen Lebensmöglichkeiten für die weiße Rasse in größtem Umfange erschließen. Hier liegt das eigentliche Anwendungsgebiet für die Klimaanlagen. Die Mehraufwendungen, die sich in der heißen Zone für entsprechende Ausgestaltung der Wohnung und der Arbeitsstätten ergeben, erscheinen tragbar, weil auf der andern Seite der Aufwand für Nahrung wird geringer sein können, da die Natur vieles freiwillig spendet, was im rauhern Klima dem Boden mühsam abgerungen werden muß.

Schon seit mehreren Jahren beschäftigt man sich wohl in allen Industrieländern mit dem Gedanken, Gußeisen und Stahl auch im Straßenbau zu verwenden. Zunächst war das sicher zum guten Teil zu erklären aus der Verlegenheit, Absatz für große Mengen von Eisen zu finden, die man auf keine andere Weise mehr unterzubringen wußte. Hatte man doch zuerst daran gedacht, schwere gußeiserne Blöcke etwa in der Art der Mansfelder Schlackensteine zu verwenden. Auf diese Weise hätte man allerdings unvorstellbar große Mengen Eisen unterbringen können. Aber angesichts der zahlreichen Gesteine, die ausgezeichnete Straßenbaustoffe darstellen, wäre das wirtschaftlich doch höchst widersinnig gewesen, wenn man sich vor Augen hält, mit was für Vorbelastungen durch Bahnen, Seefrachten und Löhne in der verschiedensten Form schon das Roheisen zu rechnen hat. In der jüngsten Zeit hat man nun verhältnismäßig leichte gußeiserne wabenförmige Roste geschaffen von einigen Zentimetern Stetzhöhe, die auf einer entsprechend vorbereiteten Bettung und mit einer Füllung der Waben mit Leersplitt oder ähnlichem eine ausgezeichnete Befestigung schwer beanspruchter Straßen ergeben. Insbesondere für gefährliche Kurvenstücke usw. hat sich das allerdings erst an wenigen Stellen erprobte Verfahren

bewährt. Wahrscheinlich wird allerdings der Stahl dem Gußeisen hier doch den Rang ablaufen. Es gibt nämlich auch schon ein in Österreich erprobtes Verfahren, Stahlroste größerer Dimensionen für denselben Zweck und in derselben Art zu verwenden. Durch die Elektroverfestigung kann man die in Fischgrätenmuster gebogenen Eisenstäbe auf Querstäben leicht festschweißen und sich auf diese Weise weitgehend die Vorteile der Montagebaues zunutze machen. Es dürfte damit gelingen, den Straßenbau außerordentlich zu beschleunigen. Ein weiterer wesentlicher Vorteil scheint darin zu liegen, daß man sich durch die Stärke der Profile der Eisenstäbe leicht den Anforderungen des Verkehrs anpassen kann. Allerdings steht man hier wiederum vor derselben Schwierigkeit, die bei der Berichterstattung über technische Fortschritte immer wieder auftaucht: Es läßt sich in den Industriestaaten selbst nur ein sehr geringer Absatz schaffen. Auch dieses Verfahren wäre in erster Linie anwendbar in den wenig erschlossenen Ländern, die noch nicht über ein so dichtes Straßen- und Eisenbahnnetz verfügen wie die Industrieländer.

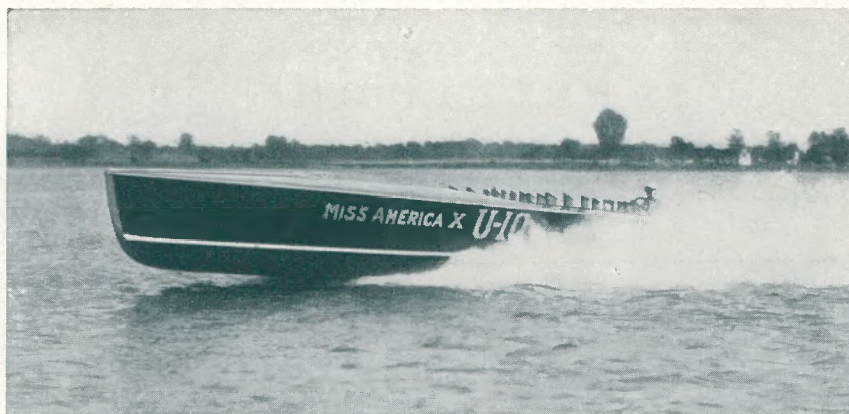
Es wird an dieser Stelle deutlich, daß alle technischen Fortschritte gewissermaßen in der Luft hängen, solange nicht die wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen gegeben sind für eine Anwendung in einem so weiten Umfange, wie sie der Produktivität unseres ungeheuer leistungsfähigen technischen Apparates entspricht. Auch der aufnahmefähigste Binnenmarkt vermag für diesen Produktionsapparat keine ausreichende Beschäftigung zu bieten. Der Exportmarkt ist unentbehrlich, aber nicht in der heutigen zurückgebildeten Form, sondern in einer Freizügigkeit und Weite, wie sie im neunzehnten Jahrhundert gegeben waren. Gerade die Technik hat ein ganz vitales Interesse daran, daß endlich die politischen Hemmnisse beseitigt werden, die der kolonialistischen Erschließung neuer Wohn- und Arbeitsgebiete für die weiße Rasse im Wege stehen. Es darf dabei allerdings nicht verkannt werden, daß auch gewisse technische Fortschritte zu der Einengung der Wirkungsmöglichkeiten moderner Technik beigetragen haben. Insbesondere ist es das technisch immer noch so intensiv geforderte Flugwesen bzw. seine Möglichkeiten für den Luft- und Gaskrieg, das die Rückkehr internationalen Vertrauens erschwert. Dies dürfte in diesen Wochen, in denen in Deutschland die Vorbereitungen für den zivilen Luftschutz kräftig gefördert worden sind, auch weiteren Kreisen deutlich geworden sein. Natürlich bedeutet das nicht etwa, daß nun die Technik wieder an der Weltwirtschaftskrise schuld ist; schuld ist immer die Mensch, der jedes seiner Werkzeuge — und mehr ist die Technik nicht — zum Guten und zum Bösen verwenden kann.

Diese Abschweifung in die Wirtschaftspolitik war notwendig, um nicht etwa den Eindruck aufkommen zu lassen, als ob die Technik in ihren Fortschritten ziel- und planlos sei. Die Technik ist unbedingt zielstrebig, so sehr, daß sie eben viel zu wenig auf die außerhalb ihres Wirkungsbereichs liegenden Hemmnisse achtet. Wären die Politiker ebenso weitsichtig und zielbewußt, so würde die Kluft zwischen dem technisch Erreichbaren und dem wirtschaftlich Möglichen viel weniger weit klaffen.

Wie zahlreich und mannigfaltig sind z. B. die Mittel und Wege zur Betreibung schienenloser Fahrzeuge. Erst kürzlich hat die Firma Henschel & Sohn in Kassel einen neuen Versuchswagen eines ölgeheizten Dampfautos herausgebracht, das heißt ein Automobil, das durch eine Dampf- und Kraftanlage angetrieben wird. Die Holzgasgeneratoren sind ebenfalls weiter verbessert worden, so daß sich die Landwirtschaft jetzt für diese Antriebsart, die Abfallholz verbraucht, ernsthaft interessiert. Bei den jüngsten Konstruktionen von Eisenbahntriebwagen hat man in neuartiger, sehr origineller Weise zwischen Radkranz und Radscheibe Gummi als Abfederung eingebaut. Ein Weg, der wohl auch für den Omnibus gangbar ist und vielleicht dazu beitragen kann, die erheblichen Kosten für die Riesenluftreifen zu ersparen. Es steht auch eine ausgezeichnete Konstruktion zur Verfügung, die es ermöglicht, Omnibusse mit mehreren Anhängern genau spurend zu fahren. Durch eine sinnreiche Anordnung werden die Anhänger automatisch so gesteuert, daß sie auch in Kurven die Spur des Antriebsfahrzeuges genau innehalten. Man könnte also auch mit diesem Verfahren ganze gleislosezüge zusammenstellen; allerdings wiederum eine Möglichkeit, die sich für verkehrstechnisch wenig erschlossene Länder viel besser eignet als für unsern Binnenmarkt.

Die Anwendung der Technik in der Wirtschaft ist, wie man sieht, zur Zeit mit zuviel „wenn“ und „aber“ verknüpft, um reine Freude und Befriedigung zu gewähren. Die Technik ermöglicht aber auch der Wissenschaft ein weiteres Vordringen und in diesem Reiche stoßen sich die Dinge nicht so hart im Raume. Auf die Ausnutzung der Radioaktivität zur Forschung wurde im vorigen Heft näher eingegangen. Zahllose andere, letzten Endes ebenfalls technische Verfahren ermöglichen der Wissenschaft immer neue Erfolge. Sehr deutlich kam das auf der Ende September in Mainz und Wiesbaden abgehaltenen Hauptversammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zum Ausdruck. In den letzten Jahren hat man die chemische Mikroanalyse zu hoher Vollkommenheit entwickelt, die mit ungeheuer kleinen Substanzmengen, Milligrammen und Bruchteilen davon nicht nur qualitative, sondern auch quantitative Bestimmungen durchzuführen gestattet. Das ist nicht etwa müßige Spielerei, sondern hat einen sehr realen Hintergrund. Es sind eben die Wege alle schon gegangen, auf denen man mit groben sinnlichen Werkzeugen noch große wissenschaftliche Erfolge erzielen kann. Um weiterzukommen, muß man zu immer feineren Werkzeugen greifen, und diese wiederum kann nur eine sehr hoch entwickelte Technik zur Verfügung stellen.

Inbesondere in der Erforschung der Vitamine und Hormone wäre man ohne unglaublich verbesserte Methoden nicht weitergekommen. Auf der Hauptversammlung der Naturforscher und Ärzte wurde nun auch berichtet über das erste pflanzliche Hormon. Man hatte vermutet, daß das Wachstum der Pflanzen durch einen besonderen Wachstoffs reguliert würde, und diese Suche hatte schließlich auch Erfolg. Wochenlang wurden Mädchen damit beschäftigt, von keimendem Hafer die Spitzen der Keimlinge



Auf dem Rennboot „Miss America X“ legte Gar Wood vor einigen Tagen den abgesteckten Meilenkurs in beiden Richtungen zurück und erzielte dabei den phantastischen Stundendurchschnitt von 201,166 km.

abzuschneiden und auf ein Blättchen Agar-Agar aufzusetzen, das als Nährboden in der Bakteriologie sehr häufig verwendet wird, und in diesem Falle dazu dienen sollte, den Wachstoffs aus der Keimspitze, in der man seine Anreicherung erwarten durfte, herauszuziehen. Etwa 100 000 Keimspitzen wurden täglich abgeschnitten und auf Agar-Agar aufgesetzt. Trotzdem waren die Mengen, die man auf diese Weise schließlich gewann, unvorstellbar klein. Man konnte aber feststellen, daß der Wachstoffs tatsächlich vorhanden war, denn wenn man ein kleines Stückchen des Agar-Agar an einen geköpften Haferkeim heranbrachte, so zeigte er bald eine deutliche Krümmung, woraus man auf eine einseitige Beschleunigung des Wachstums schließen konnte. Da man gar nichts anderes zunächst von dem Wachstoffs wußte — man nannte ihn Auxin — charakterisierte man die Wirksamkeit durch diese Krümmung an einem Haferkeimling und wählte als Einheit die Menge, die notwendig ist, um einen Keimling unter bestimmten Bedingungen um 10 Grad aus seiner Richtung abzubiegen. Es genügt dafür eine Menge von einem fünfzigmillionstel Milligramm, wie sich herausstellte, als man größere Mengen, das heißt immer noch Bruchteile von einem Gramm, in der Hand hatte. Die Spuren, die man aus dem Agar-Agar gewinnen konnte, genügten aber, um festzustellen, daß das Auxin eine Säure und in Äther und anderen organischen Lösungsmitteln löslich ist. Man entdeckte dann verhältnismäßig größere Mengen des Auxins im Harn von Säugetieren, aus dem man ja auch die Hormone gewinnt, und diese Mengen genügten, um Klarheit über die chemische Struktur zu gewinnen. Herrn Professor Kögl von der Universität in Utrecht, der in sehr eleganter Weise die erwähnten Untersuchungen durchgeführt hat, standen im Laufe des letzten Jahres 250 Milligramm, also ein Viertel Gramm Auxin für seine Arbeiten zur Verfügung. Diese winzige Menge mußte hinreichen, um die verschiedensten chemischen Umsetzungen

durchzuführen und die Arbeiten, die für die Elementaranalyse und die Festlegung der Strukturformel notwendig sind. Ferner hat man Derivate des Auxins hergestellt, die zum Teil keinerlei wachstumsfördernde Eigenschaften mehr hatten, zum Teil aber doch eine solche Wirkung, wenn auch abgemildert, ausüben. Damit ist der Chemiker bereits im richtigen Fahrwasser. Wenn einmal die Strukturformeln eines Stoffes festliegen, dann kann der Chemiker die Synthese in Angriff nehmen, und wenn er Veränderungen

bei einer bestimmten Eigenschaft durch Herstellung von Derivaten eines Stoffes erzielt, dann ist ihm der Weg gewiesen für eine planmäßige Änderung dieser Eigenschaft. Dieses Können ist in der Farbstoffchemie und der pharmazeutischen Chemie tausendmal durchgezogen worden. Zunächst allerdings wird die Wissenschaft auf dem Gebiete der Hormone, die in der Natur vorhandenen Wirkungsstoffe erforschen und analysieren. Hier eröffnet sich eine riesengroße Aufgabe, denn es hat fast den Anschein, als wenn jede Funktion durch bestimmte Hormone, die wohl definierte chemische Stoffe darstellen, gesteuert wird. Bei den Sexualhormonen, die man erst vor wenigen Jahren entdeckt hat, konnte man inzwischen feststellen, daß sie noch von verschiedenen Hormonen begleitet sind, die aus verschiedenen Drüsen stammen. Man konnte aber für sie auch die chemischen Strukturformeln aufstellen und bereits ein Hormon in zwei andere umwandeln. Überraschenderweise sind die Hormone gar nicht so komplizierte chemische Stoffe, wie man nach ihrer tiefgreifenden, zunächst so rätselhaften Wirkung auf den Organismus anzunehmen geneigt war.

Es handelt sich nun nicht etwa darum, irgendeinen dieser Stoffe künstlich herzustellen, obgleich man auch dazu kommen wird, sondern die große Aufgabe, an die die Wissenschaft nunmehr herangehen kann, ist die Aufklärung der Lebensvorgänge und ihrer inneren Zusammenhänge. Wohl gemerkt: was das Leben ist, wird man auf diese Weise natürlich nicht erklären können, aber man wird doch die Erkenntnis ungeheuer vertiefen, was zunächst der Medizin zugute kommen wird. Es hat sich beispielsweise schon herausgestellt, daß gewisse Krebsgeschwüre sich durch eine gesteigerte Ausscheidung von Hormonen zu erkennen geben. Man darf hoffen, daß die Hormonforschung auch die schon so lange in der ganzen Welt gesuchten Ursachen der Krebskrankheit enthüllen wird.

Die Quelle.

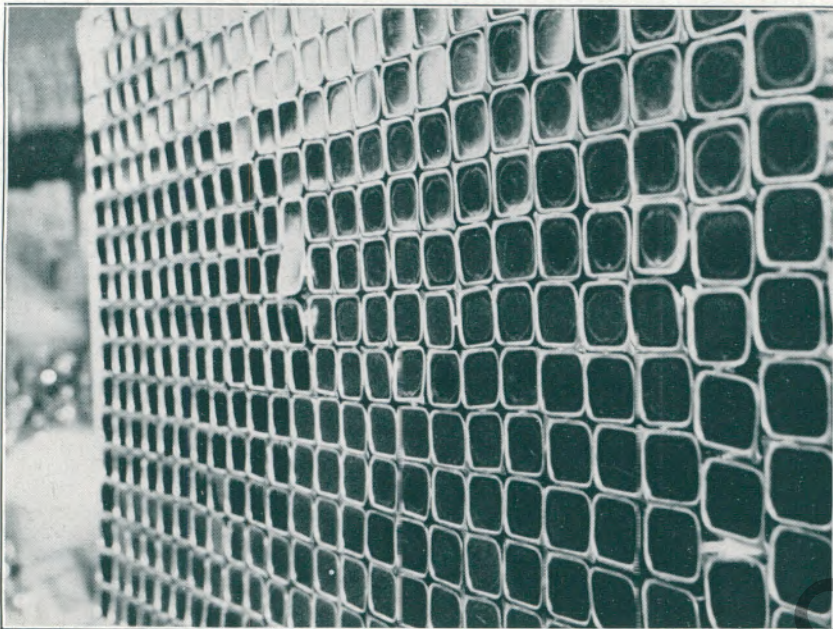
Der Zeitartikel „Volk und Führer“ von Erwin Guido Kolbenheyer stellt nicht etwa — wie man vielleicht annehmen könnte — einen in den letzten vierzehn Tagen entstandenen Versuch dar, in die Problematik der allerjüngsten Vergangenheit und griffbereiten Zukunft hineinzuleuchten, sondern ist schon im Jahre 1924 geschrieben und mit einer Reihe anderer Aufsätze und Reden Kolbenheyers in dem 1931 bei Georg Müller, Verlag, München, erschienenen Band „Stimme“ veröffentlicht, dem wir auch den Vorpruch des Januarheftes 1932 „Erneuerung“ verdanken. (E. G. Kolbenheyer: „Stimme.“ Eine Sammlung. Verlag Georg Müller, München, 172 Seiten in Halbleinen geb. 6,80 RM.)

Heinz Stegweitz ist vielen unserer Leser kein Unbekannter mehr. Einige Novellen und Erzählungen von ihm, die wir im Laufe der letzten Jahre brachten, zeigten in ihrem frischen, knappen und — sauberen Stil nicht nur, daß der Verfasser das übliche Handwerkzeug des Schriftstellers formgerecht zu gebrauchen wußte, sondern ließen auch darauf schließen, daß sich verkündete Ethik und eigene Lebensauffassung hier endlich einmal deckten. (Eine Erscheinung, die durchaus nicht so selbstverständlich ist, wie man das gemeinhin anzunehmen pflegt.) Das vor kurzem erschienene erste größere Werk Stegweitzs, der Roman „Der Jüngling im Feuerofen“, beweist die Richtigkeit der Vermutung. Wir haben nicht die Absicht, dem Beispiel beruflicher Kritiker zu folgen, die bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in Superlativen reden; für die es, wenn schon kritisiert werden muß, nur „Werke von

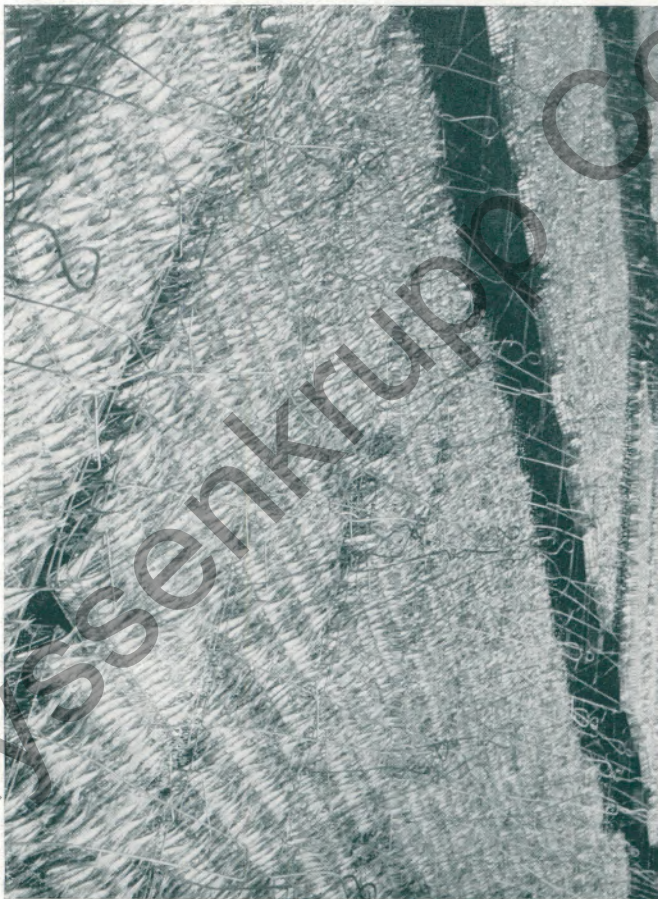
unvergänglichem Wert, odysseischer Anschaulichkeit, platonischer Tiefe und goetheschem Gedankenreichtum“ gibt. Wir wollen uns vielmehr darauf beschränken, festzustellen, daß von den vielen Neuerscheinungen, die uns im Jahre 1932 auf den Redaktionsstisch geflattert sind, uns wenige so vorbehaltlos gefallen haben wie „Der Jüngling im Feuerofen“. Und das will immerhin etwas heißen. Und im übrigen haben die „Welt“-leser, dank dem Entgegenkommen des Verlages Albert Langen, München, ja selbst hinreichend Gelegenheit, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Wer sich der Bilderfolge „Die von der Scholle“ von Erich Kestlaß im Dezember 1930 unserer Zeitschrift erinnert, wird eine gewisse geistige Verwandtschaft mit der Bilderreihe „Das deutsche Volksgesicht“ von Erna Lendvai-Dirdßen feststellen, die dem gleichbetitelten, im Verlage der Kulturellen Verlagsgesellschaft, Berlin, erschienenen Werk entnommen sind. Ein besonderer Vorzug dieses Buches gegenüber dem Kestlaß-Band ist eine stärkere Geschlossenheit, die darauf zurückzuführen ist, daß der einleitende und begleitende Text der Feder der Lichtbildnerin selbst entstammt und hierdurch Wort und Bild zu einer Einheit verschmolzen werden, die dem inneren Wert des Buches sehr zufließen kommt. Das Bildwerk hält, was der Titel verspricht: es vermittelt wirklich eine nahezu geschlossene Übersicht über „Das deutsche Volksgesicht“ und wird damit zu einem Kulturdenkmal des Bodens tändigen deutschen Menschen zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. (Lendvai-Dirdßen „Das deutsche Volksgesicht“. 240 Seiten, davon 140 Kupfertiefdrucktafeln. Geb. 8,50 RM.)

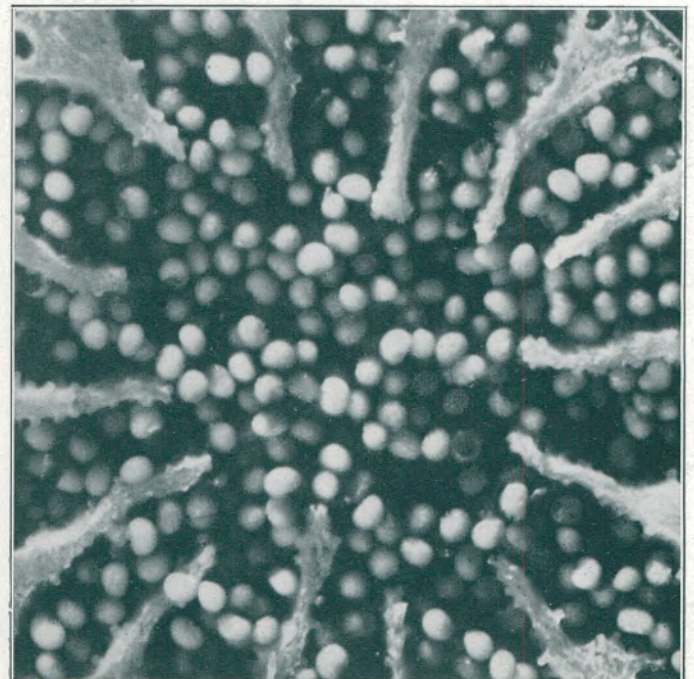
Der Nussknacker



Nr. 1 ?



Nr. 2 ?



Nr. 3 ?

Weihnachtspreisrätsel.

Der verlegte Nussknacker oder: Die ratlose Schrifteleitung.

Die „Wert“-Schrifteleitung ist in größter Verlegenheit. Vor längerer Zeit hat sie eine Anzahl von Bildern zur Veröffentlichung erworben, die ihr außerordentlich gefielen, da sie, aus einer nicht gerade alltäglichen Blickrichtung aufgenommen, Bildwirkungen hervorzauberten, die ebenso rätselhaft wie reizvoll waren. Der Schriftleiter erinnert sich noch des verständnisvoll schmunzelnden Lichtbildners, der eine Aufnahme nach der anderen aus seiner Mappe hervorzog, jedes Blatt an der linken oberen Ecke (oder war es die rechte untere?) festhielt und freundlich bat: „Katen Sie, aber — nicht auf der Rückseite nach der Unterschrift suchen! Und im übrigen ist es nicht ausgeschlossen, daß das Bild im Augenblick auf dem Kopf anstatt auf den Füßen steht.“

Also: man drehte, legte die Bilder auf vermeintlichen Kopf, Bauch, Rücken, rätselte und mußte gelegentlich doch einen verbotenen Blick auf die Rückseite werfen, wenn auch nur, um sich zu vergewissern, ob man recht hatte.

Der Kaufabschluß wurde getätigt, und die Bilder wurden sauberlich im Archiv untergebracht, um ihrer Auferstehung im „Nussknacker“ entgegenzuharren.

Das erste Bild wurde für das Septemberheft ausgegraben, in Druck gegeben und veröffentlicht. Und als die Zeit der Zusammenstellung des Oktoberheftes heranrückte, in der die Septemberlösungen erscheinen, warf der offiziell bestellte Nussknacker einen Blick auf die Rückseite des Originals und — verfärbte sich. Denn die Lösung war inzwischen von einem Spatzvogel austradiert und an ihrer Statt ein Fragezeichen gesetzt.

Voll trüber Ahnungen stürzte sich der Nussknacker auf das Archiv. Richtig. Die Rückseite aller gekauften Bilder wies nur ein verständnisvoll schmunzelndes Fragezeichen auf.

Der Nußknacker raufte sich seine spärlichen Haare. Was tun? Bezahlt waren die Bilder, also mußten sie auch veröffentlicht werden.

Ein genialer Gedanke blüht auf: Warum soll die Schriftleitung sich nicht einmal ausnahmsweise bei den „Werk“-Lesern Rat holen? Vor allen Dingen, da zufällig Weihnachten vor der Tür steht und damit das übliche Weihnachtspreisträufel ohnehin spruchreif ist.

Also wurde aus der Not eine Tugend gemacht. Die Formulierung der Tugend erhielt folgendes Gesicht:

1. Es sind zu den sieben nebenstehenden Bildern die richtigen Unterschriften zu finden. Aus der Unterschrift muß klar hervorgehen, was im Lichtbild wiedergegeben ist.
2. Die Lösungen sind auf einer Postkarte bis zum 15. November 1932 (außereuropäisches Ausland bis zum 15. Dezember 1932) der Schriftleitung „Das Werk“, Düsseldorf, Breite Straße 69, einzusenden. (Maßgebend ist der Poststempel des Aufgabeortes.) Die Adressenseite der Karte muß die genaue Anschrift des Absenders und den Vermerk „Weihnachtspreisausschreiben“ enthalten.
3. Für richtige Lösungen sind insgesamt 20 Bücherpreise ausgesetzt. (15 für Deutschland und europäisches Ausland, 5 für außereuropäisches Ausland.)
4. Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise vorhanden sind, so entscheidet das Los.
5. Gehen weniger richtige Gesamtlösungen ein, als Preise vorhanden sind, so erwerben diejenigen Einsender das Recht auf einen Preis bzw. Auslosung, welche die meisten richtigen Unterschriften angegeben haben.
6. Die Zuteilung der Preise an die in Deutschland und dem europäischen Ausland wohnenden Preisträger erfolgt am 15. Dezember 1932, an die übrigen Preisträger am 15. Januar 1933. Die Veröffentlichung der Lösungen erscheint im Januarheft 1933.

*

Nr. 6 ?



X/47

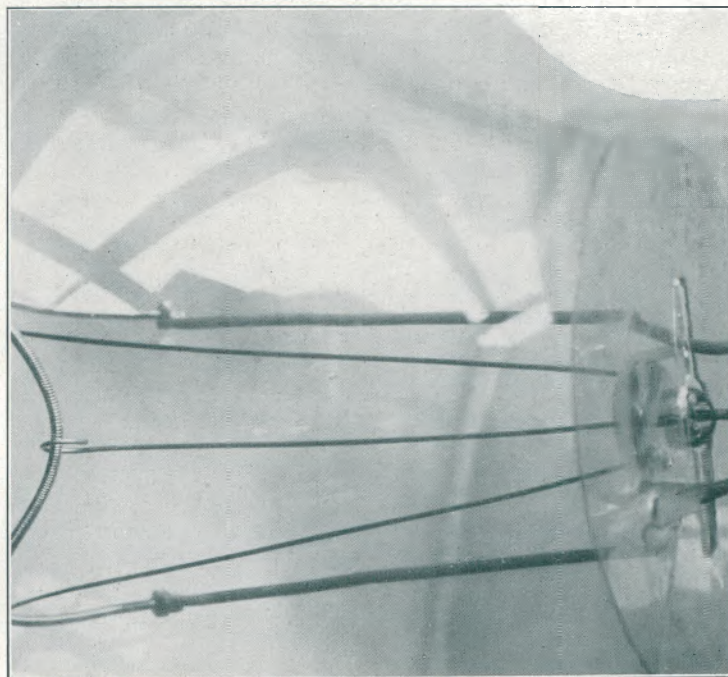


Nr. 4
(oben)
?



Nr. 5
(links)
?

Nr. 7 (unten) ?



479

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat

eingefangenen Gooltvögel

„Denken Sie mal, Frau Bern hat sich für heute nachmittag die Masseurin, die Maniküre und die Friseurin bestellt. Alle zu gleicher Zeit.“

„Aha, Sitzung der Reparationskommission.“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Der Zeitungsjunge Willi Schneider hatte von einem freundlichen Stammkunden zwei Freikarten zu „Hamlet“ bekommen und saß nun mit seinem Kollegen Emil Krause voll maßloser Spannung im Theater. Die Tragödie nahm ihren erbarmungslosen Verlauf. Ophelia war tot, Polonius war erstochen, der König war ermordet, die Königin war vergiftet, und jetzt lag auch Hamlet im Sterben. Da konnte Willi sich nicht länger halten. „Au backe, Emil“, rief er laut, „das muß aber damals Extrablätter gegeben haben!“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

„Warum weinst du denn, Hänschen?“

„Vater hat zur Mutter, verrücktes Huhn“ gesagt und sie hat ihn „alter Esel“ genannt!“

„Komm, deswegen brauchst du nicht zu weinen!“

„Ja, aber was bin denn ich dann?“

(Münchener Illustrierte Presse.)

*

Fräulein Lehrerin hat die Bahn verpaßt und trifft erst zwanzig Minuten später in der Schule ein. Inzwischen ist Friedchen, die Tochter vom Hotelier Müller, in die Parallelklasse geeilt und meldet der dort unterrichtenden Erzieherin: „Ach, bitte, Fräulein, bei uns fehlt einmal Bedienung!“

(Woche.)

*

Ober, ich möchte ein Rebhuhn, aber nicht ein so kluges wie gestern. — Wie so? — Das gestrige hatte sich den Nachstellungen der Jäger jahrelang entzogen.

*

Klein-Jenny (zum erstenmal in der Kirche): „Mama, was tun alle diese Leute?“

Mama: „Sie beten!“

Klein-Jenny: „Nicht möglich! Sie sind ja alle noch gar nicht ausgezogen.“

*

„Schreibt Ihr Sohn nicht begeistert von seiner Mittelmeerfahrt?“

„Ich habe nur eine kurze Karte, und er scheint sich da irgendeine Krankheit geholt zu haben, die ich nicht kenne. Er schreibt hier: „Ich liege im Bordstuhl und habe Zypsen im Rücken — und nun mach ich mir solche Sorgen.““

*

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 80 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Aufträge sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4.40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergiffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unterlangt eingefandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

„Nun, dies Jahr sind Sie zu Hause geblieben? Lockt Sie die Nordsee nicht wie sonst?“

„Nee, nee; dies Jahr haben wir alles im Haus: Ebbe im Geldbeutel und Glut (der Mahnzettel und Rechnungen) auf dem Schreibtisch.“

(Woche.)

*

Vor der Dorfschmiede im sächsischen Weiler Loiba hält ein Privatwagen. Der Schmied ergreift einen Hammer; denn er soll dem kranken Auto wieder auf die Beine helfen. Er schlägt die Haube zurück, schwingt den Hammer und läßt ihn abwärts sausen, daß es nur so dampft. Trotzdem: der Wagen fährt wieder. Sabelhaft.

„Was sind wir schuldig?“

„Vier Mark zwanzig!“

„Was — soo teuer?“

„Nadler! Zwanzig Fingge fürs Ruffschlagen — und vier Mark fürs Wissen, wo druff nuff!“

(Die Woche.)

*

„Mutti, wenn ich nicht heirate, werde ich so fein wie Tante Paula?“

„Jawohl, mein Kind.“

„Und wenn ich heirate, bekomme ich einen Mann wie Bati?“

„Ganz recht.“

„Schrecklich ist das Leben einer Frau...“

(Münchener Illustrierte.)

*

Erster Junge: „Mein großer Bruder ist stark! Ha! Der nimmt zwei Billardbälle und drückt sie so zusammen, daß nur ein weißes Pulver nachbleibt.“

Zweiter Junge: „Das ist gar nichts. Mein Bruder nimmt in jede Hand einen Ochsen und drückt sie so zusammen, daß bloß Fleischextrakt nachbleibt — bäh!“

(Hamburger Illustrierte.)

*

Lucia R., Marienwerder. Daß der Freund Ihrer Tochter Ihren Gartensaun eingedrückt hat, stellt an sich noch kein Eheversprechen dar; vielleicht äußert er sich demnächst etwas bestimmter.

(Ulz-Briefkasten.)

*

Der Küster bringt einen sehr mageren Klingelbeutel in die Sakristei. Genau 3.4 RM. sind drin, in Sechsern und Pfennigen. Dabei waren mindestens 100 Leute beim Gottesdienst.

„Aber das ist doch wirklich kläglich!“ meint der Pastor.

„Tische, Herr Pastor,“ sagt da der Küster, „dat herwt Se sülvst schuld. Worüm herwt Se denn ook grode hüt öwer Sparsamkeit predigt?“

(Düsseldorfer Nachrichten.)

*